



ISRAELSONNTAG 2015

Denkt nicht, ich sei gekommen, die Tora
und die Propheten außer Kraft zu setzen

Matthäusevangelium 5,17



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**

Inhalt

- 2 **Ralf Meister:** Geleitwort
- 4 **Dagmar Pruin:** Editorial
- 6 **Ingrid Schmidt:** Yehuda Bacon: »Meine Bilder haben mich gerettet« – Hinweise zu seinem Leben und Werk

I Impulse aus der Zeitgeschichte

- 14 **Jutta Weduwen:** Schon vor Aufnahme der diplomatischen Beziehungen waren Freiwillige da – Die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel von 1961 bis heute
- 20 **Gabriele Wulz:** Israelsonntag feiern?
- 22 **Hanna Lehming:** Nichts Neues im christlich-jüdischen Dialog?
- 25 **Christian Staffa:** Was tun mit der Kampagne Boykott, Desinvestition, Sanktionen?
- 29 **Irit Dekel:** Israelis in Berlin, zwischen Diskurs und Realität. Bemerkungen zu Migration, Pudding, Inselwirtschaft und frustrierenden Metaphern (mit Sahnehäubchen)

II Anstöße aus der biblischen Tradition

- 34 **Matthias Loerbroks:** Jahreslosung 2015:
Nehmt einander an wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre
Brief an die Gemeinde in Rom 15,7
- 37 **Lorenz Wilkens:** DE MANDATO SUMMO – SCH'MA JISRAEL
Predigt über Markus 12,28-34
- 40 **Matthias Loerbroks:** Matthäus 5,17-20
- 47 **Helmut Ruppel:** Liturgie für den Gottesdienst am Israelsonntag –
10. Sonntag nach Trinitatis: Denkt nicht, ich sei gekommen, die Tora
und die prophetischen Schriften außer Kraft zu setzen! Matthäus 5,17-20

53 **Björn Borrmann:** Liturgie für den Gottesdienst am Israelsonntag – 10. Sonntag nach Trinitatis

61 **Helmut Ruppel:** Zum Verlernen (4) – Die Kategorien »Alt« und »Neu«

III Materialien für die Gemeinde

64 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Markus A. Weingardt, Was Frieden schafft. Religiöse Friedensarbeit / Ingo Baldermann, »Wer hungrig ist, komme herzu.« / Friedrich-Wilhelm Marquardt und Chana Safrai, Talmud lernen / Alexander Deeg und Christian Lehnert (Hg.), »Wir glauben das Neue« / Gerhard Gronauer, Der Staat Israel im westdeutschen Protestantismus / Amos Oz, Judas / Jeanette Erazo Heufelder, Von Berlin nach Buenos Aires. Ellen Marx. Deutsch-jüdische Emigrantin und Mutter der Plaza de Mayo / Dirk Reinhardt, Train Kids / Ingeborg Kringeland Hald, Vielleicht dürfen wir bleiben / VielSeitig. Lesenswerte Bücher

71 **Christian Buchholz:** Beate Barwich (Hg.), Veni creator spiritus: Heinrich Grüber – Gerechter unter den Völkern; Leipzig 2014

IV Freiwillige berichten

76 **Lisa Apelt:** Die erste Begegnung

78 **Trixi Jansen:** Altes, neues Sarajewo

80 **Regine Alber:** ZDF-Fernsehgottesdienst in Kiew

83 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

84 Autor_innen, Bild und Fotonachweise

85 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Landesbischof Ralf Meister

Das Alte Testament ist der Verstehensraum des Neuen Testaments. Sobald wir die Bibel aufschlagen und zu lesen beginnen, öffnet sich ein ganzer Raum intertextueller Bezüge zwischen dem Alten und dem Neuen Testament. Dieser Raum weitet sich noch, wenn wir ihre zahlreichen Fortschreibungen in Auslegung, Dichtung und Liedgut hinzunehmen. Nehmen wir allein die Worte der Weihnachtsgeschichte, die sich um die Geburt Jesu ranken: Sie sind nur als eine Relecture der alttestamentlichen Schriften zu begreifen. So nimmt es wunder, dass es kirchengeschichtlich immer wieder Versuche gab das Alte Testament aus dem Kanon zu entfernen oder mit welchen hermeneutischen Kniffen auch immer zu »entjudaisieren«. Ganz zu schweigen davon, dass für die ersten Christen »die Schrift« selbstverständlich zunächst allein jener Teil der Bibel war, den wir heute das Alte Testament nennen. Freilich in seiner griechischen Fassung der Septuaginta.

Den Stellenwert, den das Alte Testament als »Heilige Schrift« für die ersten Christen hatte, unterstreicht auch der Umgang mit ihm, als jener Teil hinzugefügt wurde, den wir das Neue Testament nennen. Zwei Entscheidungen waren hier für die Alte Kirche maßgebend. Zum einen wurden keine der Schriften der Bibel Israels ausgesondert. Es wurden alle Bücher der Bibel Israels übernommen und den »neuen« Schriften vorgeordnet. Schon diese Anordnung ist als eine Leseanleitung zu verstehen. Zum anderen griff die Alte Kirche nicht in den Wortlaut der Bibel Israels ein, um ihn etwa zu christianisieren, selbst dort nicht, wo es ein Leichtes gewesen wäre. Mit beiden Entscheidungen machten die ersten Christen deutlich, dass es eine christliche Identität nur »in der bleibenden Rückbindung an das Judentum als seine Wurzel ... und insbesondere an die Bibel Israels«, wie es Erich Zenger schreibt, geben kann.

Nicht zufällig muss der Auferstandene selbst den Jüngern auf ihrem Weg nach Emmaus die ganze Schrift auslegen, angefangen bei Mose über die ganzen Propheten (Lk 24,27). Die Erscheinung des Auferstandenen allein erzeugt noch kein Verstehen, sondern das Verstehen wird erst durch die Auslegung der jüdischen Tradition vorbereitet. Selbst das brutum factum der Auferweckung, wenn man sich überhaupt getraut, es als ein solches zu bezeichnen, bleibt leer, wenn nicht die Deutung im Rahmen der Glaubensgeschichte Israels erfolgt.

Das, was bei den Emmaus-Jüngern geschieht, ist eine wechselseitige Auslegung. Der Auferstandene versteht sich aus der Schrift und zugleich wird die Schrift auf den Auferstandenen hin verstanden. Ohne dass damit gesagt

würde, dass das die einzig mögliche Weise sei, die Schrift zu verstehen. Der Sinn der Schrift konstituiert sich immer erst im jeweiligen Verstehen. Jenseits des jeweils aktualen Verstehensvollzugs »gibt« es keinen Sinn, schon gar keinen letzten Sinn. Dem, was wir so harmlos »Verstehen« nennen, liegen am Ende immer kleinere oder größere Transzendenzerfahrungen zugrunde. Ja, Verstehen ist immer auch Offenbarung, Durchbruch, Erschließungserfahrung.

In diesen Verstehensprozess wechselseitiger Auslegung und Fortdeutung sind wir immer schon hineingenommen. Ein Prozess, der – jedenfalls hienieden – nie an ein Ende kommen kann. Er hat an jedem Sonntag seine Bedeutung – am Israelsonntag sogar in einer besonderen Weise. Möge dieses Heft auf dem Weg des Verstehens ein guter Wegweiser sein.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

ich grüße Sie und Euch zum diesjährigen Israelsonntag und freue mich, dass wir auch in diesem Jahr wieder eine umfangreiche Predigthilfe vorlegen können. Mögen die Texte Euch und Ihnen Anregung und vielleicht auch Anlass für lebendige Diskussionen sein!

Seit dem Beginn des Kirchenjahres wird in vielen Gemeinden nun der Erprobungsentwurf der *Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte* erprobt. Einer der Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres sticht besonders heraus – es ist der Israelsonntag. Er ist der einzige Sonntag, für den es nun nicht nur einen sondern zwei Vorschläge mit unterschiedlichen Charakteristika gibt – den liturgischen Farben grün und violett zugeordnet. Darin spiegelt sich die Ambivalenz wieder, die diesem Sonntag innewohnt. »Ist dieser Sonntag Anlass zu Klage und Schuldbekentnis? Oder können wir diesen Sonntag in der Freude darüber feiern, dass der Gott Israels, der seinen Bund und seine Treue zu Israel nicht hinfallen lässt, auch Menschen aus den Völkern in seinen Bund berufen hat?« – so fragt es Prälatin Gabriele Wulz in ihrem Beitrag.

Für unsere Predigthilfe legen Helmut Ruppel und Björn Borrmann zwei unterschiedliche Entwürfe für einen Gottesdienst am Israelsonntag vor und breiten damit verschiedene Facetten dieses Sonntags vor uns aus. Björn Borrmann ist das neuste Mitglied in unserem Redaktionsteam. Er ist Pfarrer der EKBO und die Erprobung neuer Liturgien stellt einen Schwerpunkt seiner Arbeit dar. Wir freuen uns daher besonders, dass er in der Zeit der Erprobung der neuen Ordnung zu uns gekommen ist.

Auch die Auswahl und die Anzahl der alttestamentlichen Texte in dieser Neuordnung stellt eine bedeutsame Verbesserung dar und trägt der Verankerung der Botschaft des Neuen Testaments im Alten Testament und ihrer beidseitigen Verflechtung und intertextueller Bezüge Rechnung. Landesbischof Ralf Meister weist in seinem Geleitwort nachdrücklich darauf hin.

Eine der neu aufgenommenen Texte ist Mt 5,17-20. »Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen« – so heißt es hier paradigmatisch. Wir haben aus diesem für uns zentralen Text die Überschrift für das heutige Heft gewählt und danken Dr. Matthias Loerbroks, dem Schüler Friedrich-Wilhelm Marquardts, für seine kluge Interpretation.

Texte stehen in Kontexten und einer der Kontexte für die diesjährige Predigthilfe ist der 50. Jahrestag der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel. Meine Kollegin Jutta Weduwen erinnert an die Geschichte von ASF – denn ASF Freiwillige waren schon *vorher* zu Diensten im Land! Dr. Irit Dekel wirft einen klugen Blick auf die Debatte um die jungen Israelis in Berlin und Hanna Lehming fragt uns kritisch an, wo wir denn in diesem Jubeljahr stehen – mit dem jüdisch-christlichen Dialog in unserem Land.

Vor meinem Büro in der Auguststraße steht eine wandausfüllende Photographie. Sie zeigt den israelischen Künstler Yehuda Bacon, umgeben von unseren Freiwilligen. Ingrid Schmidt führt uns sensibel in das Werk dieses wunderbaren Malers und Graphikers ein. Yehuda Bacon ist seit langer Zeit für ASF ein besonderer und liebevoller Gesprächspartner. Für Generationen von Freiwilligen ist seine zugewandte Aufmerksamkeit in der Begegnung ein großes Geschenk. Ich bin sehr gerührt, dass wir in dieser Predigthilfe einige seiner Bilder abdrucken dürfen und diese Kostbarkeiten unsere Beiträge rahmen. Falls Sie mit diesen Bildern im Gottesdienst arbeiten möchten, finden Sie in den nächsten Wochen auch einige der Bilder zum [Downloaden](#) auf unserer Internetseite. Ich hoffe, die Bilder machen Ihnen eine ebenso große Freude wie uns!

Und so grüße ich Sie im Namen unseres ehrenamtlichen Redaktionsteams Björn Borrmann, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Christian Staffa, denen ich von Herzen für alle Mühen und Gedanken danke – wie auch den Autorinnen und Autoren unserer diesjährigen Predigthilfe.

Mit allen guten Wünschen auch im Namen meiner Kollegin Jutta Weduwen

Eure und Ihre

Dagmar Pruin

Yehuda Bacon: »Meine Bilder haben mich gerettet«

Hinweise zu seinem Leben und Werk¹

Ingrid Schmidt

1929: Am 28. Juli wird Yehuda Bacon, Sohn jüdischer Eltern, im Mährischen Ostrau (heute Ostrava in Tschechien) geboren.

1942 / 1943: Der 13jährige Yehuda wird mit seiner ältesten Schwester Hanne und seinen Eltern Isidor und Ethel Bacon in das Lager Theresienstadt und im Dezember des darauf folgenden Jahres in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Yehudas zweite Schwester Rella war 1939 nach Palästina geflohen.

1945: Im Januar kommt Yehuda nach einem mehrtägigen »Todesmarsch« der Häftlinge und einem anschließenden Transport »einwaggoniert« in das KZ Mauthausen / Oberösterreich und von dort in das Nebenlager Gunskirchen.

Befreiung: 5. Mai. Der Fünfzehnjährige erfährt: Seine Familie wurde ermordet, der Vater im KZ Auschwitz, Mutter und Schwester starben zwei Monate vor der Befreiung, an Typhus erkrankt, im KZ Stutthof bei Danzig.

Ein US-Soldat organisiert für den an Typhus erkrankten Jungen ärztliche Hilfe. Nach seiner Genesung wird Yehuda in einem Jugendheim in der Nähe von Prag aufgenommen. Der behandelnde Arzt erkennt die künstlerische Begabung des Jugendlichen, und so kann Yehuda bald ein Studium an der Prager Kunstakademie beginnen.

1946 ff.: Alijah nach Palästina; dank eines Stipendiums kann Yehuda an der Bezalel-Kunstakademie in Jerusalem studieren.

1951 – 1959: Yehuda Bacon unterrichtet an der Brandeis-Schule in Jerusalem, er unternimmt Studienreisen nach London und Paris und Florenz. 1959 wird er zum Professor für Grafik und Zeichnen an die Bezalel-Kunstakademie berufen.

1963 ff.: Neben seiner Lehrtätigkeit weitere Studienaufenthalte in London und New York.

1964: Zeuge im Frankfurter Auschwitz-Prozess

1976-1977: Lehrtätigkeit an der Universität Haifa

1994: Yehuda Bacon wird emeritiert. Er lebt mit seiner Frau Leah Bacon in Jerusalem, arbeitet als freischaffender Künstler.

Kunstaussstellungen u. a. in Antwerpen, Kopenhagen, Wien, Oslo, Stockholm, Helsinki, Princeton/USA, London



Yehuda Bacon bei der Feier zum 40jährigen Jubiläum von ASF in Berlin 1998

Berlin: 28.1.-27.2.2015: Beteiligung an der Ausstellung des Deutschen Bundestages in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, der Gedenkstätte Theresienstadt und dem Zentrum für verfolgte Künste im Kunstmuseum Solingen: »Der Tod hat nicht das letzte Wort – Niemand zeugt für den Zeugen. Zeichnen gegen das Vergessen« (Kurator: Jürgen Kaumkötter)

Yehuda Bacon zuhören

**Zeuge Yehuda Bacon im Frankfurter Auschwitz-Prozess /
30. Oktober 1964**

... Später kamen wir, wie gesagt, ins Männerlager. Und dort gehörte ich einem besonderen Kommando an, und zwar dem Rollwagen. Der Rollwagen war ein Wagen, und anstatt Pferde zogen ihn ungefähr 20 Jugendliche.... Eine von den Arbeiten war, (dass) wir Asche vom Krematorium Nummer III nahmen und sie auf die vereisten Wege damals im Frauenlager B IIc streuten. ... (Kaumkötter S. 332)



Yehuda Bacon: ohne Titel, ohne Jahr

Befreiung

Nach der Befreiung konnten wir im Anfang niemandem vertrauen. Wir kamen vom Tode her, unsere Erfahrungen waren anders. Die Realitäten der Welten, in denen wir und die anderen gelebt hatten, waren verschieden. Ich wusste, was ist der Mensch. Langsam wurde ich nach der Befreiung dem Leben wieder zurückgegeben ... (ASF, S. 15. 17)

... Schon im Lager hatte ich heimlich angefangen zu malen. Vor allem trieb mich die Frage um: Woher kommt das Böse? Daher hatte ich auch eine Neigung zu Philosophie und Theologie, die ich dann später ebenfalls studierte. Mein Glück war, dass ich besondere Menschen traf, die mich gefördert haben. (ASF, S. 17)

... Ich war ein Hungerkünstler. Aber ich war froh, Kunst studieren zu können. (ASF, S. 21)

In vielen meiner Bilder sind zwar Andeutungen zur Lagerthematik enthalten, aber ganz verschlossen, ganz versteckt. Wer die Bilder schaut, kann es sehen, aber es ist ganz anders. (ASF, S. 23)

Aber dann gab es einen Moment, da spürte ich, dass ich zum Thema Auschwitz das Meinige getan hatte. Ich wollte etwas anderes schaffen und kein »Berufs-KZ-ler« werden. (ASF, S. 23)



Yehuda Bacon: ohne Titel, ohne Jahr

168 194

Heute befasst sich Yehuda Bacon in seinen Bildern kaum unmittelbar mit Auschwitz. Er unterzeichnet sie jetzt mit seinem Namen, nicht mehr mit der Lagernummer. Weitgehend verzichtet er auf Bildtitel und Entstehungsdatum und eröffnet so den Betrachter_innen einen weiten Raum zu eigener Bilderfahrung.

Begegnungen

Wenn man wie ich jahrelang ein Ding war, nein, weniger als ein Ding war, dann merkt man erst, wie glücklich einen gute, freundliche, vertrauensvolle Worte machen können. (Zeichen 3/14, S. 16)

Vor allem gibt es die Gnade der Begegnung, die wirkliche Begegnung zwischen Mensch und Mensch und die höchste Gnade, die Begegnung zwischen Gott und Mensch. Im Buberschen Sinne, die Begegnung mit dem Du. (ASF, S. 3)

2002: ... Vor 40 Jahren kamen die ersten deutschen Freiwilligen nach Jerusalem. Ich war damals Lehrer an der Bezalel-Kunstakademie und einige von ihnen



Yehuda Bacon: ohne Titel, ohne Jahr

wollten dort studieren. Das war damals nicht so einfach. ... Es gibt für mich inzwischen eine Vielzahl solcher Freundschaften mit Deutschen hier und in Deutschland. ... (ASF, S. 29)

... Ich komme vom Judentum her, von der Bibel. Dort gibt einen schönen Mythos, die Frage von Gott an Adam: »Mensch, wo bist du?« Für mich ist das eine ewige Frage, sie richtet sich an jeden Menschen. Grundsätzlich sind zwei Antworten möglich ... Die eine sagt: »Hineni, (hebr.) da bin ich. Ich nehme Verantwortung auf mich.« Und die andere Antwort ist wiederum eine Frage: »Bin ich Hüter meines Bruders, was geht's mich an?« Das heißt, diese Frage »Mensch, wo bist du?« ist immer da, nur wir sind nicht immer da – die Antwort ist unser Lebensweg. (ASF, S. 29)

Mehr als eine Wirklichkeit

Jakov Wurzel (Lehrer von Yehuda, I.S.) erzählte uns eine chassidische Geschichte: dass in jedem Menschen ein »Nitzotz«, ein Funke, sei und dass einmal in jedem Menschen dieser Funke in Flammen aufgehe. Damit wollte er andeuten, dass ein jeder zu einem gewissen Punkt in seinem Leben eine seelische und moralische Größe zeigen könne. (ASF, S. 5)



Yehuda Bacon: ohne Titel, ohne Jahr

Mit meinen Werken will ich zeigen, dass es in der Welt mehr als eine Wirklichkeit gibt. Ich versuche das Geheimnis des Lebens abzubilden. ... Die Technik allein reicht nicht aus: Ohne rechtes Gefühl für seine Mitmenschen ist das unmöglich. ... Die Chassidim sagen: Macht an sich ist neutral. Sie ist zerstörerisch, wenn wir die Zügel fahren lassen. ... Wir brauchen Gott oder einen absoluten Wert, etwa die Gerechtigkeit, dem wir zustreben können. Die Heilkraft und positive Eigenschaft der Kunst besteht darin, dass sie uns zum Guten leitet ... (ASF, S. 23)

Das Schöpferische ist der höchste Segen. (ASF, S. 23)

...Ich habe alles gesehen und mir alles gemerkt, um es künstlerisch erzählend weitergeben zu können. Die Kunst ist ein Teil des Lebens. Ich bin vor allem ein



Yehuda Bacon: ohne Titel, ohne Jahr

emotionaler Künstler. ... Ich wollte nicht vergessen, meine Kunst half mir dabei. ...
Der Künstler ist ein Gefäß. Und er muss lernen, ein Gefäß zu werden. ...
(ASF, S. 27)

Anmerkungen:

Yehuda Bacon hat u. a. dem Bistum Würzburg insgesamt 7000 Zeichnungen, Ölgemälde, Grafiken und Skizzen vermacht. 3000 Objekte befinden sich schon heute dort. Weitere Hauptwerke befinden sich im Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, in Yad Vashem/Jerusalem, im Ghetto Fighters' Haus ... (Kaumkötter, S. 329)

Literatur:

Yehuda Bacon – ins Künstlerische gehobene Menschlichkeit, in: Jürgen Kaumkötter, Der Tod hat nicht das letzte Wort. Kunst in der Katastrophe 1933-1945, Verlag Galiani Berlin 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH. & Co. KG, Köln, S. 328 – 345, hier: S. 332

- 1 in Anlehnung an die »Biografie« in: Yehuda Bacon, zusammengestellt von Waltraud Mann, produced by M@kom, S. 30f. (ASF)

KAPITEL I

Impulse aus der Zeitgeschichte



Schon vor Aufnahme der diplomatischen Beziehungen waren Freiwillige da

Die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel von 1961 bis heute
Jutta Weduwen

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste wurde 1958 auf der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gegründet. Der Gründungsvater Lothar Kreyszig, ehemaliger Richter und Mitglied der Synode, sagte in seinem Gründungsaufruf: »Wir Deutschen haben den zweiten Weltkrieg begonnen und schon damit mehr als andere unmessbares Leid der Menschheit verschuldet. Deutsche haben in frevlerischem Aufstand gegen Gott Millionen von Juden umgebracht. Wer von uns Überlebenden das nicht gewollt hat, der hat nicht genug getan, es zu verhindern. (...) Lasst uns mit Polen, Russland und Israel beginnen, denen wir wohl am meisten wehgetan haben. Wir bitten heute, (...) dass sich um Gottes willen arbeitsfähige Männer aller Stände und Konfessionen bereit finden möchten, je auf ein Jahr nach Polen, Russland und Israel zu gehen, um dort ein gemeinsames Friedenszeichen zu errichten.«

Seit der Gründung von Aktion Sühnezeichen bemühten sich Kreyszig und andere Unterstützer und Begleiter der Arbeit um Kontakte zu den Ländern, die unter dem Terror der Nationalsozialisten gelitten hatten. Die Kontakte zu Russland und Polen gestalteten sich aufgrund der Herausbildung der politischen Blöcke zwischen Ost und West im Nachkriegseuropa als schwierig und langwierig, leichter waren die Kontakte zu west-, süd- und nordeuropäischen Ländern. Die ersten Sühnezeichen-Freiwilligen begannen ihren Dienst in den Niederlanden (1959), in Norwegen (1959), in Griechenland (1960) und in Frankreich (1961). Es waren nicht nur Männer, wie im Gründungsaufwurf gefordert, sondern auch Frauen. Die ersten Tätigkeiten waren Bauarbeiten.

In Israel gab es im ersten Jahrzehnt nach der Staatsgründung große Zurückhaltung, überhaupt Kontakte zu Deutschland und Deutschen einzugehen.

Lothar Kreyszig, ein großer Visionär, hatte zunächst die Idee, in Jerusalem ein Haus der Begegnung zu errichten, in dem Juden, Katholiken und Protestanten miteinander leben sollten. Sie sollten in getrennten Gebetsräumen beten, in Wohnungen gemischt leben und sich in der Mitte zu Gesprächen treffen und sich nach außen für Alte und Kranke engagieren. Diese Idee fand wenig Zuspruch bei Kreyszigs jüdischen und christlichen Gesprächspartnern. Das Gespräch zwischen Juden und Christen nach der Shoah müsse sich langsam entwickeln und Rückzugsmöglichkeiten und Raum für Distanz bereit halten.

So wurde dieses Projekt nicht weiter verfolgt. Anstelle dessen wurden, der Gründungsidee folgend, Kibbuzim gesucht, die Sühnezeichen-Freiwillige aufnehmen würden. Erschwert wurden diese Bemühungen durch den Eichmann-Prozess, der im Frühjahr 1961 in Jerusalem stattfand. Mit diesem Prozess wurde zum ersten Mal in Israel in der breiten Öffentlichkeit über die Shoah gesprochen. Überlebende kamen zu Wort, die Vorbehalte gegen Deutsche wuchsen. Die damalige Journalistin und Überlebende Inge Deutschkron schreibt über die Reaktion der Israelis auf den Eichmann-Prozess: »Was für ihre Eltern schreckliche Wirklichkeit gewesen war, existierte für die Jüngeren nur als mehr oder weniger ferne und unverständliche Geschichte. Der Eichmann-Prozess aber konnte sie in einem Maße wieder lebendig werden lassen, wie es keinem anderen Ereignis bisher möglich gewesen war. Während die jungen Israelis also den Glaskäfig¹ in erster Linie mit Neugier betrachten mochten, erweckte er bei den aus Europa stammenden Älteren Furcht«.

Die Bemühungen von Aktion Sühnezeichen, Partner in Israel zu finden, wurden von Anfang an von israelischen Regierungsstellen, unter anderem dem israelischen Außenministerium, begleitet. So entstanden Kontakte zum Kibbuz Urim im Negev. Die Aufnahme deutscher Freiwilliger wurde dort lange abgewogen. Der ehemalige Kibbuz-Bewohner Jehuda Riemer erinnert sich: »Wer wusste, mit wem man sich da einlassen würde? Auch wenn es sich um junge Leute handelte, fragte man sich: Wer waren ihre Eltern? (...) Aber aus Gründen, die mir heute schon nicht mehr klar sind, sei es die Tatsache, dass es in Urim wenig Leute gab, die von der Shoah direkt betroffen waren, dass man bereit war, auf das Abenteuer einzugehen, und vielleicht auch, weil einige Leute den Nutzen der jungen Arbeitskräfte für den Kibbuz vor Augen hatten; was immer die Gründe waren, es wurde beschlossen, die Anfrage der deutschen Gruppe positiv zu beantworten. Und so kam es, dass ich, als ich eines Tages im Herbst meinen Schafstall betrat, dort eine Gruppe junger Leute fand, die sich emsig mit der Ausmistung beschäftigten.«

Im Herbst 1961 reiste also die erste Gruppe von zehn Sühnezeichen-Freiwilligen nach Israel aus. Sie wurden für die alltäglichen Arbeiten im Kibbuz eingesetzt: in den Ställen, in der Fabrik, in der Küche und Waschküche und auf den Feldern. Dadurch standen die Freiwilligen tagtäglich im direkten Austausch mit den Chaverim, den Kibbuzmitgliedern. Diese hatten sich für die Aufnahme der Deutschen entschieden und sich damit bewusst auf einen Prozess eingelassen, der natürlich auch mit Unsicherheiten und weiteren Vorbehalten verbunden war. Das Eis, auf dem diese Annäherung stattfand, war dünn und beide Seiten begegneten sich zwar meistens höflich, aber mit Zurückhaltung. Jehuda Riemer beschreibt das so: »Drückten die oberflächlich freundschaftlichen Ver-

bindungen unsere echten Gefühle gegenüber diesen jungen Menschen und gegenüber Deutschland aus? Was taten wir eigentlich, wenn wir uns förmlich zerrissen, um gute Beziehungen aufrecht zu erhalten? Wir wussten nichts über die Vergangenheit unserer Gäste. (...) Es stellte sich heraus, dass auch die Deutschen nicht offen zu sprechen wagten, und so entschieden wir, eine Reihe von Treffen zu organisieren.« Die Freiwilligen wurden nach ihren Familien, nach dem Umgang mit der NS-Geschichte im Nachkriegsdeutschland, nach Antisemitismus und nach ihren Motiven für ihren Dienst in Israel gefragt. Sie reagierten teilweise offen, teilweise unwissend, teilweise erschreckt und häufig voller Scham. Diese Begegnungen waren zarte Anfänge einer Verständigung und Annäherung.

Aktion Sühnezeichen suchte weitere Partner und Projekte in Israel, an denen Freiwilligen helfend beteiligt sein könnten. Dabei gab es auch Ablehnungen. So votierten Anfang 1962 das Außenministerium und das israelische Parlament, die Knesset, gegen die Mithilfe von Sühnezeichen-Freiwilligen am Ausbau des Kinderheims »Ahava«. Der Kontakt zwischen Deutschen und jüdischen Kindern sollte vermieden werden.

Es konnten aber weitere Freiwillige in Kibbuzim entsandt werden und sich auch an dem Aufbau eines Blindenheims in Jerusalem beteiligen. In den vier Jahren, die der Aufnahme diplomatischer Beziehungen im Mai 1965 zwischen Deutschland und Israel vorausgingen, hatten schon mehrere Gruppen von Sühnezeichen-Freiwilligen in Kibbuzim und an Bauprojekten mitgewirkt. Aktion Sühnezeichen war somit auch durch die Kontakte auf politischer Ebene Vorreiter der staatlichen Beziehungen.

Innerhalb der eigenen Sühnezeichen-Reihen wurden die Freiwilligendienste in Israel von großen Diskussionen und Fragen begleitet: Wie kann die Begegnung mit Israel, wie kann das christlich-jüdische Gespräch nach der Shoah, wie kann ein Zeichen der Sühne und Aussöhnung praktisch funktionieren? Was nehmen die Freiwilligen nach ihrem Dienst nach Deutschland mit und wie können sie die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Israel und mit der eigenen Vergangenheit beeinflussen? Der damalige Leiter des Israel-Programms, der Pfarrer Otto Schenk, suchte das Gespräch mit Martin Buber, dem großen jüdischen Religionsphilosophen. Er erinnert sich an seine Fragen an Buber: »Was kann die deutsche Jugend für die Aussöhnung mit Israel weiter leisten, wenn sie nach einem Jahr Arbeit und gemeinsamen Leben in Israel nach Deutschland zurückkehrt? Nun kommt zögernd die Antwort: kleine Kontakte, private werden bleiben, doch grundsätzlich weiterwirkende Arbeit kann nur von euch Deutschen selbst geschehen. (...) Plötzlich richtet (Buber) sich in

seinem Sessel hoch und fragt mich erregt: Wollen Sie eine klare, ehrliche Antwort? Bitte: Die Aussöhnung mit dem Volk Israel ist keine Frage des deutsch-jüdischen Verhältnisses, sondern eine rein deutsche Problematik! Es gibt, glaube ich, (...) keine ernst zu nehmende Arbeit in Deutschland, die sich mit der Frage auseinandersetzt: Wie war diese Entmenschlichung möglich? Wo liegen die Wurzeln? Welches sind die Quellen? (...). Und trotzdem meint Buber – und er spricht es mit spürbarer Leidenschaft aus –, nur wir jungen Deutschen allein können die Tat der Aussöhnung, nicht mit den Juden, sondern Aussöhnung mit uns selbst vollbringen.«

Die Worte Bubers demonstrieren die Rahmenbedingungen der ersten Begegnungen junger Sühnezeichen-Freiwilliger in Israel.

Inzwischen blicken wir auf 53 Jahre zurück, in denen mehr als tausend junge und ältere Menschen an einem Freiwilligendienst, Sommerlager oder Begegnungsprogramm in Israel mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF)² teilgenommen haben. Freiwilligendienste und Austauschprogramme in Israel sind für junge Deutsche inzwischen etabliert. Dazu hat ASF viel beigetragen.

Die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel wurde immer auch von kontroversen Diskussionen begleitet. Unsere Freiwilligen haben in Israel an vielen Stellen Kriege und militärische Auseinandersetzungen erlebt. Nicht immer war die politische Positionierung einfach oder innerhalb der Freiwilligengruppen einheitlich. Mit dem Sechs-Tage-Krieg 1967 bröckelte die gesellschaftliche Solidarität mit Israel, die es zumindest oberflächlich in Deutschland bis dahin gab, auch unter den Freiwilligen. Gleiches geschah in nachfolgenden Kriegen, vor allem Anfang der 1980er Jahre beim Libanon-Krieg, während der ersten und zweiten Intifada und auch während der militärischen Auseinandersetzung mit der Hisbollah im Libanon und der Hamas im Gaza-Streifen. Die Freiwilligen sind daran politisch gewachsen. In Israel lernen sie, dem Bedürfnis zu widerstehen, politische Auseinandersetzungen unterkomplex zu beurteilen oder sich auf einfache Täter-Opfer-Schemata zurück zu ziehen. Wir erleben bei unseren Freiwilligen nach einem Jahr Aufenthalt ein hohes Maß an Reflexivität, mit dem sie verschiedene Positionen abwägen und sich einseitigen Erklärungen widersetzen können. Außerdem entwickeln sie eine hohe Sensibilität dafür, Antisemitismus und die Grenze zwischen Israelkritik und Judenfeindschaft erkennen zu können. Das pädagogische Begleitprogramm, das Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ein großes Anliegen ist, hilft die Situation in Israel und im Nahen Osten in seiner historischen, politischen, gesellschaftlichen und geografischen Komplexität zu verstehen.

Seit vielen Jahren werden wir gefragt, wie die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste sich mit zunehmendem Abstand zur Zeit des Nationalsozialismus weiter begründen kann, vor allem wenn die letzten Zeitzeugen und Überlebenden sterben. Die Frage nach den Zeitzeugen wird nun schon seit mindestens einem Jahrzehnt gestellt. Meine erste Antwort darauf lautet immer: Noch leben sie und wir sollten sie nicht totreden, so lange sie noch bei uns sind. Selbst Überlebende der Konzentrationslager, die bei der Befreiung Jugendliche oder junge Erwachsene waren, können noch viele Jahre leben und erfreuen sich teilweise noch guter Gesundheit. Dies gilt demographisch umso mehr für die child survivors. Dennoch verändert sich die Begegnung mit den Überlebenden. Sie werden pflegebedürftiger und die Arbeit der Freiwilligen mit ihnen verändert sich entsprechend. Es ist sehr berührend zu sehen, welche schöne Freundschaften teilweise zwischen den Freiwilligen und Überlebenden über die Generationen und Jahre hinweg bestehen.

Die Traumata der Verfolgung und Vernichtung von Angehörigen leben auch in den nachfolgenden Generationen weiter. Teilweise sind die Vorbehalte, Deutschen zu begegnen, bei Kindern und Enkelkindern sogar größer als bei der ersten Generation. Einige unserer Freiwilligen in Israel engagieren sich bei AMCHA, einem Verein, der Hilfe für traumatisierte Shoah-Überlebende anbietet. Die Hilfe richtet sich inzwischen auch an die nachfolgenden Generationen.

Das Motiv der Arbeit von Aktion Sühnezeichen bleibt die kritische Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Geschichte. Unsere Bildungs-, Öffentlichkeits- und Freiwilligenarbeit richtet sich gegen Judenhass, Rassismus, Antiziganismus und andere Formen der Menschenfeindlichkeit. Wie notwendig diese Arbeit ist, erleben wir in diesen Tagen sehr deutlich: Während der militärischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und der Hamas im Juli und August häuften sich in Europa die Vorfälle jüdenfeindlicher Ausbrüche, die die Grenze zwischen Kritik an der israelischen Politik eindeutig überschritten und sich nicht gegen Israel, sondern gegen Juden richteten und alte jüdenfeindliche Bilder bemühten.

Die Diskussionen um die Aufnahme von Flüchtlingen in Deutschland werden häufig von rechtsextremen Stimmungsmachern begleitet, die Ängste schüren und einer Willkommenskultur widersprechen, Vorfälle rassistischer Übergriffe nehmen nicht ab.

Und im September 2014 veröffentlichte der Bund die Ergebnisse einer Studie, nach der in Deutschland Ressentiments und Feindschaft gegenüber Sinti und Roma derzeit sehr massiv ausgeprägt sind.

Dies sind Anlässe für ASF, sich zu Wort zu melden durch Demonstrationen, politische Erklärungen, Kampagnen und Pressearbeit.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste möchte dazu beitragen, dass Frieden, Gerechtigkeit und Verständigung in den einfachen alltäglichen Begegnungen stattfinden können. Jährlich engagieren sich mehrere hundert junge Menschen in Freiwilligendiensten und Sommerlagern in Gedenkstätten, mit Überlebenden, in der politischen und sozialen Arbeit gegen Ausgrenzung und Not. Sie leisten im Alltag viele Beiträge für Frieden, Gerechtigkeit und internationale und interreligiöse Verständigung. Diese Arbeit bleibt auch siebzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs aktuell.

Die Erfahrungen in Israel zeigen uns an vielen Stellen, dass unser Weg viele Früchte durch Freundschaften, Annäherungen und konstruktive Auseinandersetzungen getragen hat. Dass sich die Chaverim des Kibbuz Urim vor 53 Jahren auf uns eingelassen haben, hat diese für uns wunderbare Arbeit in Israel begründet. Dafür sind wir sehr dankbar.

Literaturverweis:

Bei Interesse, weiter in die Tiefe zu gehen und alle Zitate ausführlich zu finden:

Kammerer, Gabriele: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Aber man kann es einfach tun. Berlin, 2008. Zu beziehen über asf@asf-ev.de oder ASF-Büro: 030-28395 184.

- 1 Adolf Eichmann saß während des Prozesses in Jerusalem in einem Glaskasten.
- 2 1968 wurde mit der Vereinsgründung in Westdeutschland der Name der Organisation Aktion Sühnezeichen um das Wort Friedensdienste erweitert. Der Vorsitzende Richard Nevermann und Geschäftsführer Franz von Hammerstein begründeten dies: »Wir haben den Namen erweitert, weil so auf den ersten Blick deutlich wird, was wir erreichen wollen.« Die Schwesterorganisation in der DDR blieb beim Namen Aktion Sühnezeichen.

Israelsonntag feiern?

Gabriele Wulz

Die Geschichte des 10. Sonntags nach Trinitatis zu erzählen, ist ein fast unmögliches Unternehmen. Die Geschichte dieses Sonntags ist ja so alt wie die Kirche und spiegelt alle Etappen des Verhältnisses zwischen Christinnen und Christen und Jüdinnen und Juden, zwischen Kirche und Israel wider.

Die Spurensuche beginnt in der Alten Kirche. Damals bestimmte man als Evangelium für den 10. Sonntag nach Trinitatis Lk 19, 41-44. Über die Gründe, die zu dieser Festlegung führten, können wir nur spekulieren.

Erst viel später hat man wohl die zeitliche Nähe zum 9. Aw, der nach der jüdischen Tradition der Tag der Tempelzerstörung ist, auf dem Hintergrund der lukanischen Tradition reflektiert.

In der Reformationszeit – so hat Irene Mildenberger in ihrer Arbeit zum Israelsonntag herausgearbeitet¹ – bildet sich die besondere Prägung des 10. Sonntags nach Trinitatis als Gedenktag der Zerstörung Jerusalems heraus: »Das ›Sonntagsthema‹ bestimmt nicht nur die Predigt, sondern auch die sonstige Gestaltung des Gottesdienstes.«²

Dem entspricht, dass sich in vielen Kirchenordnungen des 16. bis 18. Jahrhunderts der Brauch findet, die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems am 10. Sonntag nach Trinitatis zu verlesen. Die Katastrophe des Jahres 70 n. Christus sollte den Christ_innen Mahnung und Warnung sein.

Im 19. Jahrhundert wurde – im Geist dieser Zeit – in vielen Landeskirchen an diesem Sonntag die Kollekte für Judenmissionsgesellschaften erhoben.

Fest verankert wurde der 10. Sonntag nach Trinitatis als Israelsonntag erst 1978 auf Initiative des Zentralvereins für Mission unter Israel. Meinem Wissen nach setzt erst danach eine allgemeine und intensive Auseinandersetzung mit diesem Sonntag, seiner Geschichte, seinen theologischen Motiven und seinen Möglichkeiten zur Umkehr und Erneuerung des jüdisch-christlichen Verhältnisses ein.

Vom Gedenktag der Zerstörung Jerusalems zum Israelsonntag war es ein langer Weg. Der historische Rückblick sollte uns bewusst machen, dass auch unser Feiern lediglich eine Etappe in einer überaus komplexen, schuld- und problembeladenen und zugleich verheißungsvollen Geschichte darstellt. Dabei sind die aus dem jüdisch-christlichen Gespräch gewonnenen Erkenntnisse keine Selbstläufer, sondern müssen wohl immer wieder neu durchbuchstabiert werden.

Wir kommen also nicht umhin, in jedem Jahr neu zu fragen: Ist dieser Sonntag Anlass zu Klage und Schuldbekennnis? Oder können wir diesen Sonntag in der Freude darüber feiern, dass der Gott Israels, der seinen Bund und seine Treue zu Israel nicht hinfallen lässt, auch Menschen aus den Völkern in seinen Bund berufen hat?

Die Ambivalenz gehört zu diesem Sonntag, und – anders als in früheren Jahren – bin ich davon überzeugt, dass es nicht die eine oder die andere »richtige« Art und Weise des Begehens gibt.

Die Geschichte zwischen Christ_innen und Jüdinnen und Juden, zwischen Israel und Kirche ist tief verstört. Die Jahrzehnte des Dialogs bilden – wir merken es in diesen Tagen – nur eine dünne Schicht. Die Tragfähigkeit der jüdisch-christlichen Beziehungen ist nicht selbstverständlich, sondern muss immer wieder – auch unter Schmerzen – erkämpft und erwiesen werden.

Angesichts der vielen Predigttextvorschläge für diesen Sonntag wird mir da das Evangelium aus Lk 19 von neuem wichtig. Dass Jesus über Jerusalem weint und angesichts dessen, was er sieht, keine Antwort weiß, öffnet mir angesichts der vielen »Richtigkeiten« unserer Tage einen anderen Weg.

Aus den wenigen Versen im Lukasevangelium erahne ich die Geschichte einer großen Liebe und einer ebenso großen Verzweiflung.

Dabei soll nicht vergessen werden:

Der weinende Jesus bildet nur den einen Pol. Jesus zur Seite steht Rabbi Akiva, der über die Trümmer Jerusalems lacht³ und seine klagenden und weinenden Freunde damit tröstet, dass – wenn die Verheißung des Micha in Erfüllung gegangen ist und Zion umgepflügt ist wie ein Feld – auch die Verheißung des Sacharja in Erfüllung gehen wird: »Wiederum werden sitzen Greise und Greisinnen in den Straßen Jerusalems« (Sach 8, 4).⁴

1 Irene Mildenerberger, *Der Israelsonntag*, S. 311f, Berlin, 2007

2 Mildenerberger, aaO

3 Peter von der Osten-Sacken, *Ein trauriges Kapitel*, in: ders., *Anstöße aus der Schrift*, S. 169-175, Neukirchen-Vluyn, 1981

4 Zitiert nach: Pierre Lenhardt/Peter von der Osten-Sacken, *Rabbi Akiva*, S. 287, Berlin, 1987

Nichts Neues im christlich-jüdischen Dialog?

Hanna Lehming

»Das ›Gespräch‹ gerät nach 50 Jahren zur Gala«, so beschrieb die Jüdische Zeitung 2011 den Festakt des Deutschen Evangelischen Kirchentags (DEKT) zum 50. Geburtstag ihrer *Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen*. Heute gehöre es zur Identität der evangelischen Kirche, dass es Antisemitismus nicht geben darf, so zitierte die Zeitung den damaligen Ratsvorsitzenden der EKD, Nikolaus Schneider. Und der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dieter Graumann, pflichtete bei: »Zum evangelisch-jüdischen Verhältnis kann man im Moment sagen: Alles ist gut.«

Man mag solche Aussagen wenig aufregend finden, muss sich dann jedoch fragen lassen, ob Besseres über das christlich-jüdische Verhältnis überhaupt gesagt werden kann? Nach Jahrhunderten christlicher Polemik, nach Bedrängung, Verfolgung, Zwangsdialogen und Zwangstaufen, nach einem Jahrhundert des Antisemitismus und des Völkermords an fast der Hälfte aller europäischen Jüdinnen und Juden grenzt die Aussage »Alles ist gut« aus dem Mund eines führenden Vertreters des deutschen Judentums schon an ein Wunder.

Und sie wäre so natürlich auch nicht möglich, hätten nicht in der Zwischenzeit engagierte Menschen – Jüdinnen und Juden sowie Christinnen und Christen – erhebliche Anstrengungen dafür unternommen, den Boden für ein gemeinsames Gespräch zu bereiten. Das bedeutete vor allem, eine verlässliche Vertrauensbasis zu schaffen. Vertrauen ist von jüdischer Seite heute da, Vertrauen und – nach dem Neubeginn jüdischen Lebens in Deutschland seit den 1990er Jahren – auch ein neues Selbstbewusstsein. Ja, es kann wieder von einer gewissen Normalisierung jüdischen Lebens gesprochen werden.

Dazu gehört aber auch, dass das Gespräch mit den Christ_innen auf der Agenda der jüdischen Gemeinschaft sehr weit nach unten gerutscht ist. Jüdisch-christliche Dialoge haben für Jüdinnen und Juden heute bei weitem nicht mehr die Notwendigkeit, die sie in den ersten Nachkriegsjahrzehnten hatten. Die Kirchen in Deutschland haben seit 1945 große Anstrengungen unternommen, sich mit Judenfeindlichkeit in ihrer Theologie und Praxis auseinander zu setzen. Nicht etwa, dass die Vielzahl von Erklärungen zum christlich-jüdischen Verhältnis, die seit 1980 verabschiedet wurden, einer antijüdischen Theologie nun völlig den Garaus gemacht hätten. Das antijüdische Klischee scheint zuweilen geradezu beratungsresistent. Allein: Dies stört Jüdinnen und Juden in Deutschland heute kaum mehr – wenn sie es überhaupt bemerken. Auf dem

Hintergrund einer stabilen jüdischen Gemeinschaft, die außerdem genug eigene Probleme hat, sind die theologischen Konzepte der Christ_innen nur noch in extremen Fällen interessant wie zum Beispiel die Wiederzulassung der Karfreitagsfürbitte für die Jüdinnen und Juden durch Papst Benedikt XVI. im Jahr 2008 oder christliche Aktivitäten zur Missionierung unter Jüdinnen und Juden.

Während sich jedoch die jüdische Gemeinschaft seit den 1990er Jahren radikal verändert und in verschiedene Richtungen ausdifferenziert hat, mancherorts zu fast 90% aus russischsprachigen Emigrant_innen und ihren Nachkommen besteht, während viele junge Jüdinnen und Juden aus Deutschland nach Israel auswandern und es Zehntausende junger Israelis nach Berlin zieht, während islamistischer Antisemitismus von Migrant_innen sich mit dem bekannten verbindet – tritt die Theologie des christlich-jüdischen Gesprächs irgendwie auf der Stelle.

Die Zeit der großen Entdeckungen ist vorbei. Diejenigen, die sie in den 1980er, 90er Jahren gemacht haben, sind in die Jahre gekommen, Jüngere folgen kaum. Es scheint schon lange so, als gehe es nur noch darum, die damaligen Entdeckungen in mittlerweile fast dogmatischen Formeln an die nächste Generation weiterzugeben. Kein Wunder, dass so eine Theologie nicht attraktiv ist, denn diese Formeln haben vor allem Verbotscharakter: »Du darfst nicht!« Du darfst dich nicht zum Volk Gottes rechnen! Du darfst nichts sagen, was eine Jüdin oder ein Jude nicht nachvollziehen könnte! Du darfst einen Psalm nicht mit der trinitarischen Formel beschließen! Du darfst nicht »Altes Testament« sagen! Bis hin zur Politik: Du darfst nicht aussprechen, dass bald 50 Jahre Besatzung zu viel sind. Kurz: Dem Christlich-Jüdischen haftet oft eine Aura von Tabu, Befangenheit, Political Correctness, Ängstlichkeit, Enge und Langeweile an.

Die Entdeckungen der Anfangszeit hätten eine Tür zu einem neuen Verständnis des Christseins öffnen können. Bereits in den 1980er Jahren entwickelte der Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt s. A. Ansätze einer »evangelischen Halacha«. Wo und von wem werden sie weiter entwickelt? Marquards befreiendes: »Wir sind Heiden – und Ja dazu!« scheint ungehört. Wir sind an dieser Stelle noch keinen Schritt weiter. Stattdessen erklärt christlich-jüdische Theologie mit einer Art Lust an der Selbst-Denunzierung, das Christentum sei aus einem »Geburtsfehler« entstanden. Frühchristliche Polemik gegen das Judentum wird mit der moralischen Kategorie des »Sündenfalls« belegt, so dass weitere aufklärende Forschung sich erübrigt. Dabei würde gerade die uns voranbringen!

Gibt es denn nichts mehr zu lernen? Was bringen die »Studium in Israel«-Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit, wenn sie nach einem aufregenden Jahr aus Jerusalem kommen? Warum forschen deutsche und israelische Historiker_innen zur christlich-jüdischen Geschichte ohne Beteiligung von Theolog_innen? Und wie weit öffnet sich das christlich-jüdische Gespräch in Deutschland für Diskussionen im internationalen Kontext? Die Thesen von Israel Yuval beispielsweise sind bereits zwanzig Jahre alt und sorgten beim Kirchentag in Hamburg 2013 immer noch für große Verblüffung. Wo sind die »Christlich-Jüdischen« im Gespräch mit orientalischen oder Ostkirchen und deren Theologie? Wo sind sie beteiligt am Gespräch mit jungen muslimischen Migrant_innen und ihren Antisemitismen? Die Liste der Themen ließe sich fortsetzen.

Doch was wir dafür brauchen, ist echte Neugier, Offenheit, Lernbereitschaft, Selbstbewusstsein, Gelassenheit – und eine gute Portion Kreativität, Humor und Mut, neue Wege zu gehen.

Gedanken zur Kampagne Boykott, Desinvestition, Sanktionen gegen Israel

Christian Staffa

Nicht erst seit 2009, also seit der Veröffentlichung des »Kairos Palästina Dokuments« wird in evangelischen Gemeinden über die obengenannte sogenannte BDS-Kampagne diskutiert. Viel wird über Israels Politik und Haltung im Nahost-Konflikt gesprochen. Dabei ist eine zunehmende Polarisierung auch unter Christenmenschen festzustellen, die sich auf anderen Gebieten eher nahe sind, also um mal ein etwas althergebrachtes Wort zu benutzen: im linksprotestantischen Milieu. So schrieb z.B. ich in der »Jungen Kirche« im letzten Jahr den weiter unten dokumentierten Artikel und musste überrascht feststellen, dass in der Nummer ich wohl der einzige war, der diese Kampagne kritisierte. Keine Kritik ertönte gegen den us-amerikanischen »Gewissensjuden« Marc Ellis, der den christlich-jüdischen Dialog unterbrochen sehen will, solange Israel sich nicht aus den besetzten Gebieten zurückgezogen hat. Einmal mehr sehen wir hier die unzulässige Vermischung von Juden und Israel, wie sie uns in fast allen Diskussionen in Gemeinden oder in Akademien begegnet. So schmerzhaft es ist, so wichtig ist es doch, diese Polarisierung nicht nur wahrzunehmen, sondern auch diskursiv zu bearbeiten.

Deutlich über 1000 Raketen mit einer Reichweite von bis zu 150 km gingen in den letzten Wochen auf Israel nieder bzw. wurden abgefangen, 29 Tote auf dieser Seite, 630 Tote auf palästinensischer Seite und es werden täglich mehr. Die Asymmetrie ist mit Händen zu greifen, aber doch wäre sie in dieser Dimension sofort zu Ende, wenn die Hamas den Raketenbeschuss einstellen würde. So akzeptierten sie den ersten ausgehandelten Waffenstillstand nicht. Und mensch fragt sich, warum tun sie das? Ich weiß darauf keine Antwort und ähnlich ratlos bin ich bezogen auf die Reaktion der Israelis. Aber, wie viele der sich in der Minderheit befindlichen eher auf Verständigung zielenden Israelis sagen, für den Augenblick geht es wohl darum, den Beschuss aus dem Gaza zu unterbinden. Wie das anders als militärisch gehen kann, vermag ich nicht zu sagen. Gleichwohl ist israelische Politik sowohl Gesprächsverweigerung wie tendenzielle Abriegelung des Gaza, wie auch das Nichtverhandeln mit der Fatah, ganz sicher Versäumnis und insbesondere der Siedlungsbau ein ständiger Affront, der nicht ahnen lässt, wie eine Zweistaaten-Lösung noch aussehen könnte.

Die Verweise auf den einseitigen Abzug aus Gaza und die »raketenartige Belohnung«, die Feststellung , dass auf der anderen Seite keine verlässlichen

Partner seien, und die Erinnerung, dass weitreichende Angebote ausgeschlagen wurden, sind in der israelischen Politik und Bevölkerung weit verbreitet und haben mit der realen Bedrohung von außen zu einem deutlichen Ruck nach rechts bzw. zu einer verstärkten Abkehr von Friedensbereitschaft (Land für Frieden) geführt. Nun treiben Liebermann und Bennet Netanjahu, der wohl ursprünglich keine Bodenoffensive wollte, vor sich her. Wie so vieles habe ich mir das niemals vorstellen können.

Mit dieser Ambivalenz und durchaus auch mit Erfahrungen in Debatten, die sehr schnell Israel als Alleinschuldigen beschreiben, gehe ich auf die BDS-Kampagne-Seite und sehe Bilder von Demonstrationen und Transparente, auf denen das Ende des israelischen Krieges in Gaza gefordert wird. Dazu die Zahlen der Toten und die Klage darüber, dass 80% von diesen Zivilisten seien. Kein Wort über die Raketen aus Gaza, kein Wort darüber, dass diese nur auf Zivilisten zielen.

Die Forderungen

Die BDS-Kampagne zielt darauf, dass Israel »1) die Besetzung und Kolonisation allen arabischen Landes beendet und die Mauer abreißt;

2) das Grundrecht der arabisch-palästinensischen BürgerInnen Israels auf völlige Gleichheit anerkennt; und

3) die Rechte der palästinensischen Flüchtlinge, in ihre Heimat und zu ihrem Eigentum zurückzukehren, wie es in der UN Resolution 194 vereinbart wurde, respektiert, schützt und fördert.«

Diese drei Ziele sollen mit dem Boykott, dem Desinvestment und den Sanktionen erreicht werden. Nehmen wir einmal an, dass die erste Forderung wirklich nur die Gebiete jenseits der grünen Linie meint, dann ist sie definitiv zu unterstützen und in Israel grundsätzlich auch noch annähernd Mehrheitsmeinung. Hier würde ein – schon seit geraumer Zeit auch in Israel in einem sehr geringen Teil der Bevölkerung getragener – Boykott gegen Waren aus den besetzten Gebieten vielleicht etwas ausrichten.

Die BDS-Kampagne ist wenig bezogen auf die besetzten Gebiete, insbesondere wenn der Boykott sich auf Einladungen israelischer WissenschaftlerInnen oder auf Waren allgemein bezieht, oder Paul Simon für einen Auftritt in Tel Aviv attackiert wird, oder die U 21 (Fußballnationalmannschaft) aufgefordert wird, nicht in Israel zu spielen.

Dazu kommt die Frage nach der Verhältnismäßigkeit. Gibt es nicht gerade in dieser Region so viel mehr menschenfeindliche und mörderische Systeme, die tatsächlich auch ungleich mehr den Weltfrieden bedrohen, dass ein Boykott

eines immerhin doch sehr demokratischen Landes (innerhalb der Grenzen von 1967), das mit der Besetzung tatsächlich Unrecht begeht, nicht doch unverhältnismäßig ist? Wären nicht Boykotte der drei weltweit größten Waffenlieferanten, darunter die Bundesrepublik, erwägenswerter? Natürlich wäre das kaum umzusetzen, aber die Frage der Verhältnismäßigkeit wird dadurch deutlich und könnte angesichts der Nachbarländer noch drastischer ausfallen, denken wir nur an die über 100.000 Toten in Syrien, an den Irak oder den Sudan oder an Isis (das von Christen »gereinigte Mossul«) oder, oder, oder...

Wie schon erwähnt, das soll nicht davon ablenken, dass Siedlungsbau und Besetzung der Westbank nicht dem Völkerrecht entsprechen und die Forderung sein muss, dass dieser Zustand beendet wird. Bei den bisherigen vielversprechenden Ansätzen wie der Genfer oder der Arabischen Friedensinitiative, den Verhandlungen von Taba 2001 oder 2007 in Annapolis wurden immer wieder Gegenkräfte auf beiden Seiten mobilisiert und die Schuldzuweisungen von außen und innen je nach Perspektive verteilt. Trotzdem gälte es da anzuknüpfen, um der Besetzung ein Ende zu machen. Ein Boykott wird in der israelischen Gesellschaft im Wesentlichen Widerstände hervorrufen und dem Ziel nicht dienlich sein, ganz abgesehen von jeder historischen Konnotation, die so gerne als deutsches »Problem« gesehen wird.

Norman Finkelstein, der sicher nicht verdächtigt werden kann Israels Regierungsargumente zu verteidigen, sagte im Februar 2012 in einem Gespräch mit einem BDS Aktivisten: »I mean we have to be honest, and I loathe the disingenuous. **They (damit meint er die BDS-Aktivisten) don't want Israel.** They think they are being very clever; they call it their three-tier. We want the end of the occupation, the right of return, and we want equal rights for Arabs in Israel. And they think they are very clever because they know the result of implementing all three is what, what is the result? You know and I know what the result is. **There's no Israel!**« (<http://honestreporting.com/finkelstein-on-bds-a-cult-of-dishonesty/>)

Zu ihrer zweiten und dritten Forderung hier nur einige kurze Bemerkungen. Die zweite ist wichtig zu vertreten, gleichwohl nun wirklich bezogen auf die Umgebung Israels wie z.B. Libanon, wo die Palästinenser Menschen zweiter wenn nicht dritter Klasse sind und doch wohl auch nach Europa hin, wo struktureller Rassismus nicht beseitigt ist.

Zu den Flüchtlingen und dem Rückkehrrecht gilt sicher das, was Finkelstein sagt. Die Flüchtlingslager stellen ein großes von der UNO mitgetragenes Unrecht dar, bei dem die Menschenwürde und Verwirklichung gleicher Rechte der BewohnerInnen seit Jahrzehnten missachtet werden. Meines Wissens ein einmaliger Fall in der Geschichte von Wanderungsbewegungen und kriegerischen

Vertreibungen, dass vier Generationen Flüchtlinge in Lagern von der UNO »ausgehalten werden«, um ihr Rückkehrrecht, allerdings unter den formulierten Bedingungen (UNO Res 194) aufrecht zu erhalten.

Theologische Zugänge

Es ist ja nie schlecht, die Gegenstimmen zum eigenen Zugang auch im Ohr zu haben und so höre ich Prof. Moshe Zimmerman aus Tel Aviv bei der Diskussion eines Vortrages von Dick Boer zur theologischen Bejahung des Landes Israels protestieren: »Ihr unterstützt mit der Theologisierung des Landes Menschen bei uns, die keinen Frieden wollen.« Dass das im christlich-jüdischen Gespräch mühsam Erreichte von einem langjährigen und unermüdlichen Unterstützer des deutsch-israelischen Gesprächs so negativ gesehen werden kann, soll zu denken geben. Aber vielleicht stimmt ja auch, dass wir nicht überall gleich sprechen können, sondern je nach Bedingungen verschieden denken und reden müssen. Für unsere Situation und vor dem Hintergrund unserer anti-jüdischen Tradition scheint mir wichtig, an der Sehnsucht nach Manifestierung oder Materialisierung von Gottes Gerechtigkeit festzuhalten und die zeigt sich zuerst in Verheißung und Geschenk des Landes Israel. Diese Botschaft an Israel vorbei oder auf Kosten Israels zu universalisieren, wie es ein Herr Vollmer vom Internationalen Versöhnungsbund getan hat oder Marc Ellis tut, ist theologisch nicht zulässig bzw. fordert theologisch qualifizierten Widerstand.

Das heißt nun sicher nicht, den Anspruch auf ein Großisrael salomonischen Ausmaßes zu unterstützen, aber doch weist diese theologische Einsicht auf eine Glaubensrelevanz der Existenz Israels und auf eine alte Geschichte der Diskriminierung der Schwester im Glauben, dem Judentum.

Genauso geboten ist Solidarität mit den Geschwistern im christlichen Glauben in dieser Region. Beide Einsichten verlangen keine bedingungslose Übernahme der Forderungen der jeweiligen Nahen oder Fernen. Aber sie rufen uns in die Verantwortung, den einen dies und den anderen das zu tun in Verantwortung vor den oben formulierten Einsichten. Und außerdem sollten wir als Kirche in der ganzen Welt und nicht nur als evangelische Christen in Deutschland sehr aufmerksam und kritisch gegenüber Initiativen sein, die wie die BDS-Kampagne stark verschwimmende Grenzen in Richtung Bestreitung des Existenzrechtes Israels haben. Das schließt Kritik an der israelischen, aber eben auch an der Hamas und Fatah, an der syrischen und iranischen Regierungspolitik sowie einen nüchternen Blick auf die extrem gewaltförmige Situation um Israel, nicht aus sondern ein. Das genau tut die BDS-Kampagne nicht und unterstützt damit die Kriegslogik und nicht den Frieden.

Israelis in Berlin, zwischen Diskurs und Realität

Bemerkungen zu Migration, Pudding, Inselwirtschaft und frustrierenden Metaphern (mit Sahnehäubchen)

Irit Dekel

»Kämpft von Tel Aviv aus, nicht aus Berlin«, verlangte Uri Baram, der ehemalige Minister für die Integration von Einwanderern in der Haaretz. Die New York Times hingegen betonte vor allem die Frustration der nach Berlin auswandernden Israelis über die in den Kinder- oder zumindest Teenagerschuhen steckende israelische Gesellschaft, die nun ihr Heimatland wegen der unbezahlbaren Lebenshaltungskosten verlassen. Die Berichterstattung über Barams Aufruf in der deutschen und jüdisch-deutschen Presse schrammte nur knapp an den Holocaust-Metaphern vorbei.

Der zunächst anonym gebliebene Gründer von »Olim Le Berlin« offenbarte sich als Naor Narkis, ehemaliger israelischer Geheimdienstoffizier, und kündigte an, demnächst nach Israel zurückzukehren: »Ich weiß wo mein Zuhause ist.« Die Berichte über ihn verlinkten auf seine Facebook-Seite »Olim Le Berlin«, die das zionistische Konzept der Alijah, des »Aufstiegs« in das israelische Heimatland, auf Berlin anwendet. Die Seite wird geschlossen, sobald der Initiator nach Israel zurückkehrt, für sich genommen bereits eine interessante räumlich-zeitliche Überschneidung.

Die Wirtschaftsbeilage von Haaretz *The Marker* bietet sowohl im Wirtschaftsteil als auch im Immobilienteil tägliche Analysen und Tipps für Investitionen in Berlin. Auch die anderen führenden israelischen Zeitungen tun dies. Üblicherweise verwenden sie dabei dieselben einprägsamen Bilder: der Aldi-Supermarkt in Berlin, der Kassenbon, der den Vergleich zwischen Pudding hier und dort ausgelöst hat, sowie israelisch aussehende junge Menschen vor dem Teil der Berliner Mauer, der eine Mischung aus deutscher und israelischer Flagge darstellt.

Der beliebte Pudding, um den es geht, heißt Milky, und die »Milky-Affäre« hat bereits einige Karikaturen hervorgebracht. In einer sitzt Benjamin Netanjahu mit seiner Frau Sarah am Tisch vor einer Portion israelischem Milky und der Premier sagt mit verärgertem und gestresstem Gesichtsausdruck: »Ich habe keine Wahl, ich muss da durch.« Die Diskussion fand große Verbreitung und behandelte Themen wie die beschränkte Marktwirtschaft in Israel, den Grundstücksmarkt und den Wunsch, eigenen Wohnraum zu erwerben, den israelischen Kollektivismus und die Erwartung, eine durchschnittliche bürgerliche Familie zu gründen. Die Debatte scheint aktuell zu verebben, auch wenn der junge,

nun bekannte Narkis (der Angela Merkel aufforderte, 25.000 Arbeitsvisa für Israelis auszustellen) wieder nach Israel »aufsteigt«.

Ich bin eine der geschätzten 20.000-25.000 Israelis in Berlin und ich staune darüber, dass in der Debatte über den Grund für die Auswanderung immer angenommen wird, dass es sich um ein rein ökonomisches Phänomen handelt. Ich würde gern kurz zwei Fragen darüber in den Raum stellen, welche Metaphern hier verwendet werden, wenn man den Preis von Pudding diskutiert um über etwas anderes zu schweigen, nämlich über das Tabu der Besatzung.

Frage eins: Warum »Milky« und nicht Beeren oder Brot? Und warum Tel Aviv versus Berlin? Wir stehen hier vor einer Frage im Sinne des »Worüber wir reden, wenn wir über Milky reden«, um den Titel eines Artikels in Beit Avi Chai zu zitieren. »Es ist nicht der Milky, und es ist wahrscheinlich auch nicht Berlin«, verkündet ein Autor in The Marker und reiht sich damit in die Reihe derer ein, die nach einer Definition dieses »es« suchen und nach einer Möglichkeit, neue Metaphern zu finden in den Debatten um Werte und ihren Verfall. Uns bleibt auch die Überlegung zur metonymischen Dimension dieser Diskussion. Beit Avi Chai geht so weit zu fragen, ob Berlin vielleicht ein Ableger von Tel Aviv ist und zeigt damit die narzisstischen und infantilen Grenzen dieser Diskussion auf. Einige, wie die Historikerin Fania Oz Salzberger, die 2001 das Buch »Israelis in Berlin« schrieb, bemängelte, dass dies eine zu oberflächliche Behandlung wichtiger Themen sei. Ich behaupte, was sie oberflächlich macht, sind weder der Pudding noch der Mythos der Alijah nach Zion.

Das »Tel Aviv-Ableger«-Metonym ist nicht zutreffend. Es ist nicht zutreffend, weil die Einwanderung vielfältig ist. Israelis, die in Berlin ankommen, sind nicht durchgängig wohlhabende Ashkenazim, die jederzeit umziehen können und die vielleicht europäische Pässe haben. Israelis, die nach Berlin auswandern, kommen aus allen möglichen gottverlassenen Orten, einschließlich den Siedlungen. Viele haben zwar EU-Pässe, und das »Essen«, an dem sie hängen, entspricht auf den ersten Blicken auch den Erwartungen. Aber Milky ist eine Leckerei für Kinder, weder ein wichtiges Lebensmittel noch eine Delikatesse. Und es hat eine Farbe, oder eher, zwei: braun und weiß, was uns weiter ergründen lässt, welche Metaphern sich hier anbieten. Ruth Preser legt dar, dass viele israelische Eingewanderte ein gewisses »Arabertum« an den Tag legen, nicht nur, weil sie äußerlich als solche wahrgenommen werden, sondern auch weil sie sich zum ersten Mal vom israelischen Diskurs distanzieren und die (ökonomische) Ungerechtigkeit nicht nur an Milky-Preisen festmachen. Parallel dazu schlug interessanterweise ein Wirtschaftsexperte in The Marker vor, dass Israelis in den »arabischen Dörfern« günstiger einkaufen sollten, um auf diese Weise die Preise in den heimischen Supermärkten zu senken. Dieses

Argument löste jedoch keine Diskussion über die Ungerechtigkeit aus, die zu genau diesem Preisunterschied dort führt, wo Palästinenser_innen leben.

Meine zweite Frage – worüber wir nicht reden, wenn wir über Milky reden – ist in gewisser Weise genau dieselbe wie die erste, da die Formel »worüber wir reden wenn wir über X reden« auf die »Milky-Affäre« übertragen wurde durch Nathan Englanders *Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden* (selbst ein Echo von Raymond Carvers *Wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden*). In Englanders Kurzgeschichten ist das Genannte exakt das, worüber wir nicht sprechen, wenn wir über etwas reden. Eviatar Zerubavel erinnert uns in seinem Buch *The Elephant in the Room: Silence and Denial in Everyday Life* daran, dass etwas zu ignorieren mehr ist als die Unfähigkeit, etwas überhaupt zu sehen. So kommt es, dass alle Artikel, die sich mit dem Trend befassen, die geschichtliche Ironie erwähnen, dass israelische Jüdinnen und Juden nach Deutschland auswandern, in das ehemalige Zentrum der anti-jüdischen Unterdrückung, und damit die Metaphern von Alijah und Exodus sprengen. Sie gehen auf die Probleme innerhalb der israelischen Wirtschaft ein und auf die Vorteile von Berlin und Deutschland. Aber gleichzeitig klammern sich alle Kommentatoren_innen an Milky als Symbol für die Sehnsucht nach Israel und ihren Wunsch nach Rückkehr, abgesehen von den israelischen Berliner_innen, die auf ihrer Facebook-Seite ihre Auswanderung mit »persönlichen Gründen« beschreiben.

Einige gehen auf die Ungerechtigkeit ein, Visa für Israelis zu verlangen ohne dabei die Notwendigkeit anzuerkennen, dass Europa und Israel Gaza und die Palästinenser unterstützen sollte. Es gibt kaum Erwähnungen der alltäglichen Gewalt, die Israel im Jahr 2014 erlebt und ausgeübt hat, und nur wenig Gespräche darüber, was der letzte Krieg in Gaza für Israelis in Berlin (und anderswo) bedeutet hat. In den Kommentaren von ausgewanderten Israelis sind es »nicht die Raketen, sondern die Lebenshaltungskosten«, die sie von Israel fernhalten und sie an Berlin anziehen. Das, was fehlt, – das große Ungesagte – ist das offene Aussprechen der Realität des Sommers 2014 und ein Anerkennen der tiefgreifenden Ironie, die dieser »Exodus/Alijah«-Dynamik zugrunde liegt.

Jüdinnen und Juden, und stärker noch Palästinenser_innen (aber darüber sprechen wir nicht) sind in Berlin sicherer als in Israel. (Während es nicht zulässig ist darauf offen hinzuweisen ist es wiederkehrender Refrain im israelischen offiziellen und inoffiziellen Diskurs, dass wenn die Nazis zurückkommen – oder die Muslim_innen übernehmen – Zion dich erlösen wird, auch wenn du den zionistischen Traum für ein bequemes Leben weggeworfen hast). Naaman Hirschfeld spricht in der Haaretz ebenso wie Eretz Haemori in seinem Blog von der israelischen Gleichgültigkeit gegenüber der Besetzung

und behauptet, dass in der Auswanderung nach Berlin eine profunde innere Ablehnung des »Israelisch-Seins« erkennbar ist. Sie diskutieren »post-Israeli-ness« als eine Alternative zum dichotomen zionistischen Diskurs, eine Alternative, die trotz aller Erschöpfung und allen Scheiterns immer noch verknüpft ist mit dem Wunsch nach Zugehörigkeit zu diesem Projekt.

Diese Ausnahmeerscheinung hilft uns zu verstehen, warum das Tabu – die Besatzung und die Gewalt, die es in Israel-Palästina hervorbringt – weitgehend unbenannt bleibt, selbst wenn die Betroffenheit an sich nicht ausdrücklich moralisch ist. Wie schon bei der »Hüttenkäse-Revolution«, die im Sommer 2011 Tausende auf die Straße trieb, bleibt die Besatzung unbeachtet, weil es süßer ist, sich mit dem »es« zu beschäftigen, dem schokoladigen Geschmack von Milky, dem »Mist«, den »wir« produzieren und in dem Premier Netanjahu zum Graben gezwungen dargestellt wird. Die Israelis, die wieder zurückgehen wollen, erzählen mir, dass ihnen dieser »Mist« (»unser Mist«) lieber ist, als immer Fremde zu bleiben in einem ausländerfeindlichen Europa (welches in ihren Augen in kürzester Zeit von Islamist_innen übernommen wird, wie Kulturpessimisten nicht müde werden zu warnen).

Aber selbst wenn die Begriffe in dieser Debatte fast völlig am Thema vorbeigehen und selbst wenn das, was wirklich im Zentrum der Auseinandersetzung liegt, auf eine »Verschwörung des Schweigens« aller Seiten trifft, so machen wir einen Fortschritt darin, über Hautfarben und Ungerechtigkeit zu sprechen. Denn die Eingewanderten in Berlin überwinden Kategorien wie Insider und Outsider, Ashkenazi und Mizrachi, Europäer_innen und Andere. Sobald wir die wirkliche Vielfalt der israelischen Ausgewanderten als solche wahrnehmen und nicht nur als Ableger der saturierten Blase »Tel Aviv« können wir vielleicht eine ernsthafte Unterhaltung führen über die Besatzung, über Dauerkrieg – oder sogar über Brot.

Originaltext veröffentlicht unter <http://www.publicseminar.org/2014/12/israelis-in-berlin-and-the-elephant-in-the-room/#.VRhT6PmsUoo>

Aus dem Englischen übersetzt von Anna Held.

KAPITEL II

Anstöße aus der biblischen Tradition



Yehuda Bacon: ohne Titel, ohne Jahr

Jahreslosung 2015: Nehmt einander an wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre

Brief an die Gemeinde in Rom 15,7

Matthias Loerbroks

Wir sind nach unserer Aufnahmebereitschaft gefragt. In aller Welt sind Millionen von Menschen auf der Flucht. Sie fliehen aus guten, nämlich aus bösen Gründen. Nur wenigen von ihnen gelingt es, nach Europa zu kommen, nach Deutschland, nach Berlin. Das Mittelmeer ist zum Massengrab geworden. Nach dem sichtbaren Massensterben vor der Insel Lampedusa hatte die italienische Regierung eine Aktion begonnen, um Flüchtlinge in Seenot zu retten. Sie hieß *mare nostrum*, unser Meer – einerseits eine Erinnerung an Zeiten des Römischen Reichs, als alle Küsten des Mittelmeers in römischer Hand waren, es darum als Binnenmeer, als »unser« Meer betrachtet wurde; andererseits aber eine Umwandlung dieses alten Begriffs vom Imperialen ins Solidarische: Es ist unsere Sache, unsere Verantwortung, was in diesem Meer geschieht. Doch diese Aktion wurde abgebrochen, weil die anderen europäischen Länder sie nicht mitfinanzieren wollten.

Dennoch ist die Zahl derer gewachsen, die es nach Deutschland, nach Berlin schaffen, und das wird sie auch in diesem Jahr tun. Sie werden sehr unterschiedlich aufgenommen. Einige nehmen sich dieser Menschen in ihrer Not an, auch viele Kirchengemeinden tun das. Andere reagieren feindselig – in Franken wurden Häuser für Flüchtlinge, zum Glück noch unbewohnt, angezündet. In Berlin scheinen noch immer Landesregierung und Bezirksverwaltungen einander die Verantwortung zuzuschieben statt Verantwortung zu übernehmen, verantwortlich zu handeln. In vielen Städten gehen erschreckend viele Menschen auf die Straße, um gegen das zu demonstrieren, was sie Islamisierung des Abendlands nennen. Nun mag man sich nicht recht vorstellen, was die brüllenden Patrioten unter Abendland verstehen – es dürfte kein wohnlicher Ort sein. Vor allem aber übersehen sie oder wollen nicht sehen, dass viele der Flüchtlinge gerade vor einer mörderischen Islamisierung des Morgenlands geflohen sind – und vor ähnlichen Mörderbanden in Pakistan, Afghanistan, Somalia, Kenia und Nigeria. Wir sind nach unserer Aufnahmebereitschaft gefragt – menschlich, gesellschaftlich, politisch.

Und nun werden wir auch biblisch gefragt durch das Pauluswort, das uns in diesem Jahr als Losung begleitet. Das Wort, das da mit »einander annehmen« übersetzt wird, klingt im griechischen Original deutlich stärker, aktiver. Kein bloßes Akzeptieren ist gemeint, achselzuckendes Hinnehmen dessen, was

nun mal unvermeidlich ist, sondern: jemanden aufnehmen, an sich ziehen, gewinnen; jemanden fördern, jemandem zu etwas verhelfen, mit Hand anlegen. Paulus fasst mit diesem Appell seinen langen Römerbrief zusammen, in dem es um das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in der Gemeinde geht, vor allem, aber nicht nur der in Rom; in dem es aber auch um die Beziehung der Jesusgemeinde aus Juden und Nichtjuden mit der großen Mehrheit des jüdischen Volkes geht, die nicht Christen geworden sind und von denen Paulus sagt, dass Gott selbst sie neben der Kirche und gegen sie als »fremden Knecht« (15,4) aufrechterhält.

Jesus und seine Jünger, die ersten Gemeinden, die Verfasser des Neuen Testaments waren ja alle Juden. Doch gerade durch die Tätigkeit des Paulus kamen rasch Menschen aus den anderen Völkern hinzu, wurden Anhänger des Gottes Israels. Die Juden in der Gemeinde fanden, sie sollten konsequenterweise auch Juden werden; die Hinzugekommenen, bald die Mehrheit, fanden, die Juden sollten angesichts der neuen Zeit ihr Judentum aufgeben, hinter sich lassen. Paulus lehnte beides ab. Für ihn war es gerade der Clou, der Pfiff des Evangeliums, dass die Völker sich dem Gott Israels anschließen, ohne selbst Juden zu werden. Er sah darin die Erfüllung der biblischen Hoffnung, dass eines Tages, eines messianischen Tages, die Völker zum Zion ziehen und dort Tora lernen. Und er sah darin eine Hilfe für sein bedrängtes jüdisches Volk. Jesus ist ein Knecht der Juden geworden, sagt Paulus im selben Zusammenhang (15,8), indem er zum einen den Bund Gottes mit seinem Volk befestigt und bekräftigt hat, zum andern Verbündete Gottes und seines Volkes aus den Völkern gewonnen hat. So hängt für ihn alles daran, dass die Gemeinde eine Gemeinschaft von Verschiedenen ist, die verschieden bleiben. Eine versöhnte Verschiedenheit zwischen Juden und Nichtjuden, zwischen Israel und den Völkern ist für Paulus und die ganze Bibel die Bedingung der Möglichkeit von Frieden überhaupt, von Weltfrieden. Und so erinnert uns die Jahreslosung auch daran, dass die Kirche aufhört, Kirche Jesu Christi zu sein, wenn sie ihre Glaubens- und Lebensbindung an das jüdische Volk sich ausreden lässt, vor den Israelhassern – ob rechts, ob links oder aus der Mitte der Gesellschaft, ob christlich oder islamisch – kapituliert. Das wird auch in diesem Jahr ein aktuelles Thema bleiben.

Paulus appelliert an beide Seiten: Nehmt einander an! Angesichts von zweitausend Jahren überwiegend antijüdischen Christentums wird uns der Appell für das christlich-jüdische Verhältnis in dieser Symmetrie nicht über die Lippen kommen. Doch der doppelte Appell hat politische Aktualität beim Zusammenleben von Verschiedenen in unserer Stadt, in unserer Gesellschaft. Dass Frauen und Mädchen benachteiligt oder gar geschlagen werden, von

Bildung ausgeschlossen, zwangsverheiratet, also vergewaltigt, dass sie verstümmelt werden, ist keineswegs als religiöse oder kulturelle Eigenart hinzunehmen; hinzunehmen ist auch nicht, dass Menschen meinen, zu Mord und Terror legitimiert zu sein, wenn sie sich in ihren religiösen Gefühlen verletzt oder sonstwie gekränkt fühlen. Das Wort, das hier mit »annehmen« übersetzt wird, schließt Konfrontation nicht aus, sondern ein. Es wird auch da verwendet, wo Petrus Jesus »beiseite nimmt«, um ihm seinen Leidensweg auszureden (Mt 16,22), kann also durchaus bedeuten, sich jemanden vorzuknöpfen.

Paulus fügt seinem Aufruf einen Vergleich hinzu: wie Christus uns angenommen hat, und das ist gerade im Römerbrief keine fromme Floskel, nicht bloß Dekoration. Gerade in diesem Brief wird drastisch deutlich: Christus hat uns nicht angenommen, weil wir so liebenswert, ihm so sympathisch sind, sondern trotz allem, was wirklich gegen uns spricht. Christus ist für uns gestorben, sagt Paulus, als wir noch gottlos, noch Sünder, noch Feinde waren (5,6.7.10) – gottfeindlich, israelfeindlich, menschenfeindlich. Sein Appell zielt darum nicht darauf, das Gute im Anderen, auch im Fremden zu sehen. Das ist gewiss immer ratsam, unter zivilisierten Menschen auch üblich, aber dazu bedarf es des Evangeliums von Jesus Christus nicht. Das will uns fähig und bereit dazu machen, auch das Böse am Anderen anzunehmen, indem es uns die Augen dafür öffnet, was wir selbst für Scheusale sind. Die Frage, ob der Frömmste in Frieden leben kann, wenn böse Nachbarn das partout nicht wollen, von Friedrich Schiller bekanntlich negativ beantwortet, stellt sich für evangelische Christen nicht – sie kämen nicht auf die Idee, sich für gute Menschen zu halten. Was ist angesichts der Feindesliebe Gottes, die das Evangelium verkündet, schon das bisschen Geduld, Verständnis, Nachsicht, Humor, das wir im Umgang mit schwierigen, anstrengenden, ärgerlichen, seltsamen, wunderlichen Mitmenschen brauchen.

Schließlich: zur Ehre Gottes. Der Gott, von dem die Bibel erzählt, setzt seine Ehre darein, Frieden zu machen – Friede zwischen Israel und den Völkern, zwischen Männern und Frauen, zwischen Mensch und Mitmensch, Friede auch in unseren friedlosen Seelen, unseren stets unzufriedenen Herzen. Der Gesang der himmlischen Heerscharen in der Weihnachtsgeschichte des Lukas – wir wiederholen ihn in fast jedem Gottesdienst – besingt diesen Zusammenhang: Ehre sei Gott in der Höhe – und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlwollens, seines guten menschenfreundlichen Willens. Die Ehre Gottes kommt auf Erden zum Leuchten, wenn Friede ist; sie wird verdunkelt, wird verletzt, wenn Unfriede ist. Die Jahreslosung macht deutlich, dass es auf uns ankommt, einiges an uns hängt.

DE MANDATO SUMMO – SCH'MA JISRAEL

Predigt über Markus 12,28-34

Lorenz Wilkens

Liebe Gemeinde,

im Markus-Evangelium wird berichtet, Jesus habe am dritten Tag nach seinem Einzug in Jerusalem erneut den Tempel aufgesucht, und während er in seinen Vorhöfen umherging, seien Priester und Theologen zu ihm gekommen, um Streitgespräche mit ihm zu führen. Der Predigttext stellt das vierte und letzte dieser Gespräche dar. Einer der Theologen will ihn auf die Probe stellen.

»Welches Gebot ist das erste – das höchste – von allen?« Diese Frage kommt aus den Diskussionen, die unter den Rabbinen, den jüdischen Theologen, schon für längere Zeit im Schwange waren – darüber, ob man die Gebote Gottes in einer Rangfolge anordnen könne und ob es ein Gebot gebe, aus dem sich die übrigen ableiten ließen. Ja, antwortet Jesus, es gibt ein höchstes Gebot; doch seine Antwort überrascht uns, denn er antwortet nicht, wie wir wohl erwarten würden, mit dem Hinweis auf das erste der Zehn Gebote. Die Antwort muss aber auch seinen Gesprächspartner überraschen, denn er antwortet nicht mit einem Stück gelehrter Spekulation, sondern mit dem Hinweis auf einen heiligen Satz, der jedem Juden aus dem Alltag bekannt ist: Er antwortet mit dem Sch'ma Jisrael; es wird von den Juden jeden Tag dreimal gesprochen: während des Morgen-, des Abend- und des Nachtgebetes. Dazu schreibt David Feuchtwang: »Alter und ethisch-religiöse Bedeutung haben dieses Stück zum mächtigen Träger, zur unerschütterlichen Säule des ganzen Gottesdienstes, des ganzen religiösen Lebens des jüdischen Menschen gemacht. Dieses Bekenntnis ist Wurzel und Wipfel des jüdischen Lebensbaumes, der mit ihm wächst, steht und fällt. In fast ekstatischer Andacht gibt sich die betende Gemeinde (während des Morgen-Gottesdienstes – L. W.) diesem Ewigkeitsgedanken hin, in erschütterndem Chor spricht sie bebend und in Ehrfurcht versunken, abgeriegelt von allem Irdischen, mit geschlossenen Augen das unsterbliche » a d o n a j e c h a d « – »Der Herr ist einer«.

Es ist wahrhaftig ein durch sein Alter Ehrfurcht gebietender Text; es ist ein Zitat aus dem Buch Deuteronomium, dem 5. Buch Mose, der großen Rede, die Mose beim Abschied von seinem Volk hält:

Höre, Israel, der HERR, unser Gott, ist e i n HERR.

Das heißt zunächst: Er ist unvergleichlich, es gibt keinen Gott, der ihm gliche. Darum setzt Mose seine Abschiedsrede wie folgt fort:

Und du sollst den HERRN, deinen Gott lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deiner ganzen Kraft.

Was macht ihn so unvergleichlich? Er hat sein Volk aus dem Sklavenhaus Ägypten herausgeführt und ihm ein neues Land verheißen, das Land, in dem Milch und Honig fließen. Darum heißt es in V. 11 und 12:

Und wenn du davon issest und satt wirst, dann hüte dich, dass du nicht den HERRN vergisst, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus.

Es ist der Herr der Freiheit – das macht ihn unvergleichlich. Doch er ist zugleich der Herr der Rechtsordnung, der Gerechtigkeit:

Die Gebote des HERRN, eures Gottes, sollt ihr halten, seine Verordnungen und Satzungen, die er dir gegeben hat, und du sollst tun, was recht und gut ist in den Augen des HERRN, damit es dir gut geht und du in das schöne Land hineinkommst. (V. 17f.)

Gott ist unvergleichlich, weil er die Macht der Freiheit und die Macht des Rechts in sich vereint, weil er sagt: Du kannst nicht Freiheit haben ohne Recht; wenn ein Volk das Recht mit Füßen tritt, so betritt es einen Weg, der unweigerlich zur Tyrannei führt – ins Verderben. Die traurigste Konsequenz dieser Einsicht gehört zur deutschen Geschichte: Die Zeit des äußersten Judenhasses war die Zeit der extremen, der katastrophalen Tyrannei – ein Hohn auf das Leben. Der Judenhass richtete und richtet sich gegen das Volk, das begründet wurde durch die Verehrung des Gottes, der die Macht der Freiheit und die Macht des Rechts in sich vereinigt. Dabei heißt es in unserer Nationalhymne: »Einigkeit und Recht und Freiheit«; ihr Sinn hätte uns schon immer an die Seite des jüdischen Volkes stellen müssen. Recht und Freiheit laufen auf dasselbe hinaus. Recht: Es muss Gleichgewicht unter den Menschen herrschen, damit du aus Freiheit, Sympathie, aus Liebe an deinen Nächsten denken kannst, damit du nicht gezwungen wirst, beständig an ihn zu denken, nur nicht aus Liebe, sondern aus Furcht und Hass. Denn dieser Zwang zerstört dein Wesen: So übermächtig spiegelt der andere dir deinen Hass und deine Angst wider, dass du die Verbindung mit deiner Liebesfähigkeit verlierst, somit den Sinn für die Bestimmung deines Lebens – die Verehrung Gottes, des Grundes der Wirklichkeit, des Schlüssels zum Verständnis der Wirklichkeit überhaupt.

Einigkeit und Recht und Freiheit – dies Motto hätte die Deutschen immer an die Seite des jüdischen Volkes stellen müssen. Nur so hätte es sie auch wahrhaftig an die Seite Jesu gestellt, denn der Predigttext ist nichts anderes als das

Bekenntnis Jesu zum Judentum. Es ist sehr bezeichnend für das Markus-Evangelium, dass es das Gespräch, welches dies Bekenntnis Jesu enthält, an den Schluss seiner mit den Gelehrten geführten Gespräche stellt. Es ist sein letztes Wort über das Judentum. Ja, er gehört zum jüdischen Volk, dem Volk, das durch die Verehrung des unvergleichlichen Gottes begründet wird, der Macht des Rechts und der Freiheit.

» A d o n a j e c h a d « – Der Herr ist einer: Wenn wir unsere Gedanken diesem Wort nachhängen lassen, steigt in ihnen die Erfahrung eines besonderen Glücks auf. Unsere Existenzangst weicht zurück, als wollte sie abdanken, denn wir sind mit dem Geist verbunden, der uns die Wirklichkeit erschließt, ohne uns dem Zwang zu unterwerfen, von uns selbst abzusehen; wir haben die Bahn der Welt-Erkenntnis gefunden, die uns keine Selbstverleugnung – bestehe sie nun in Kleinmut oder in einem Rausch – abverlangt. Wir können getrost bei uns sein und bleiben und sind doch verbunden mit dem Unbedingten, so dass wir unsere Bedingtheit, unsere Endlichkeit annehmen können, wodurch klar wird, dass sie uns nicht unbedingt zur Quelle von Angst werden muss. Auf diese Weise mögen wir auch die Brücke zu dem Gebot finden, das Jesus dem höchsten an die Seite stellt:

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Auch dies ist nicht eine Sache, die Jesus dem Judentum, es überholend, entgegenzusetzen würde; auch dies ist ein Bekenntnis zum Judentum und seiner Tradition, die nicht überholt werden kann. Denn man liest dies Gebot im Buch Leviticus, dem 3. Buch Mose, in dessen zentralem Kapitel 19, Vers 18:

Du sollst nicht Rache üben an den Angehörigen deines Volkes und ihnen nichts nachtragen, sondern du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der HERR.

Liebe Gemeinde, wenn wir älter werden, rückt uns der Gedanke näher, dass wir bald vor Gott treten sollen. Damit ist eine Mahnung verbunden: Lasst allen Hass hinter euch. Ihr könnt nur frei von Hass vor Gott treten. Aber diese Mahnung ist zugleich eine Hoffnung, denn nichts quält den Menschen so entstellend und zugleich so nachhaltig wie der Hass; er lähmt und zerstört die seelischen Kräfte, die Kraft des Gemütes und des Denkens. Ich schließe mit dem Hinweis auf diese Hoffnung – die Hoffnung auf ein Leben frei von Hass, mit Gott verbunden für alle Zeit. Amen.

Matthäus 5,17-20

Matthias Loerbroks

Meint nicht, ich sei gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Amen, ich sage euch nämlich: Bis dahin geht der Himmel und die Erde, wird nicht ein Jota oder ein Häkchen am Gesetz dahingehen, ehe alles geschieht. Wenn also einer eines dieser Gebote, eins der kleinsten, löst und so die Menschen lehrt, wird der Kleinste genannt werden im Reich der Himmel. Wer sie aber tut und lehrt, wird ein Großer genannt werden im Reich der Himmel. Denn ich sage euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht die der Schriftgelehrten und Pharisäer völlig übersteigt, werdet ihr nicht ins Reich der Himmel hineinkommen.

Würde man eine Liste machen von Bibelworten, die am auffälligsten erfolglos, wirkungslos, folgenlos blieben, Mt 5,17 hätte gute Chancen, einen der vorderen Plätze zu belegen – gute Chancen hätten gewiss auch Röm 11,1 (Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne!) oder, fast gleichlautend mit Mt 5,17, Röm 3,31 (Schaffen wir das Gesetz ab durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern: Wir richten das Gesetz auf). Denn genau das, was hier zurückgewiesen wird, ist ja ganz überwiegend die Meinung der Christen, besonders der evangelischen: dass Jesus gekommen ist, Gesetz und Propheten, gemeint ist das christlich so genannte Alte Testament, aufzulösen, und natürlich auch, dass Paulus das Gesetz durch den Glauben abschafft, von der Verstoßung des jüdischen Volkes nicht zu reden.

Nun steckt ja im *nomizein* – meinen – das Wort *nomos* – Gesetz, Tora, Weisung. Man könnte darum auch übersetzen: Macht es nicht zum Gesetz, haltet es nicht für gesetzt, dass ich gekommen bin, Gesetz und Propheten aufzulösen – nicht sprachlicher Haarspalterei zuliebe, sondern um sprachlich zu demonstrieren, wie gesetzlich, wie zwanghaft protestantische Gesetzesfeindschaft vorgeht. Eine sehr enge, freilich etwas unheimliche Parallele zu 5,17 steht in 10,34: Meint nicht, dass ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Die strukturelle Gleichheit der beiden Sätze legt es nah, inhaltliche Parallelen zu suchen, etwa: Macht es euch nicht zu einfach mit Jesus; legt ihn euch nicht zurecht. Da sind Meinungen über ihn im Umlauf, die zu so etwas wie einem Gesetz sich zu verfestigen drohen, denen aber aus- und nachdrücklich widersprochen werden muss. Und offenbar gab es diese Meinungen schon früh.

Gekommen. Immer wieder wird die Sendung Jesu in den Evangelien in solchen »Ich bin gekommen«-Sätzen programmatisch zugespitzt: »Ich bin nicht

gekommen, Gerechte zur Umkehr zu rufen, sondern Sünder« (Mt 9,13). »Des Menschen Sohn ist gekommen, das Verlorene zu suchen und zu befreien« (Mt 18,11). »Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele« (Mt 20,28). »Feuer auf Erden zu werfen, bin ich gekommen, und wie sehr wünsche ich, es wäre schon entfacht« (Lk 12,49). »Wir könnten aus den Worten vom gekommenen Jesus eine ganze Lehre vom Werk Christi entwickeln, und noch dazu eine anstößig-militante und revolutionäre mit Bejahung von Feuer und Schwert, – der Verlorenen, – mit Wegstoßen der Gerechten, – Nein zum faulen Frieden, – mit Konzentration auf Lebenshingabe. So bringt Gemeinde die Bedeutung, die Jesus für sie hat, auf den Punkt. ... Der Johannes-Evangelist hat aus diesen synoptischen Signalworten die Struktur einer Christologie gemacht.«¹ Hier ist das »Ich bin gekommen«-Wort Überschrift, Vorwort, Interpretationsrahmen für die folgende Tora-Interpretation, die hartnäckig fälschlich so genannten Antithesen, 5,21-28, möglicherweise aber für die ganze Bergpredigt und die ganze Sendung Jesu. Ähnlich verhält es sich mit dem genannten Pauluswort aus Röm 3: Auf die Ankündigung, das Gesetz nicht aufzuheben, sondern aufzurichten, folgt ein langes Abraham-Kapitel, also Tora-Interpretation.

Gesetz und Propheten. Die Dreiteilung des Kanons der Hebräischen Bibel in Tora, Neviim, Chotvim (Tora, Propheten, Schriften) war zum Zeitpunkt, da Matthäus schrieb, noch nicht ganz abgeschlossen; bei Lukas (24,44) findet sich aber bereits: Gesetz, Propheten und Psalmen, wobei die Psalmen für die Schriften, den dritten Teil des Kanons stehen. Gemeint ist jedenfalls die gesamte Hebräische Bibel, auch da, wo Paulus schlicht »Schriften« schreibt (1. Kor 15,3f.), und da, wo statt Gesetz und Propheten Mose und die Propheten steht, Lk 16,29.31, wo der Gleichniserzähler Jesus dem Abraham die inzwischen vielfach bestätigte Prognose in den Mund legt: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, lassen sie sich auch nicht überzeugen, wenn einer von den Toten aufersteht.

Für Matthäus ist die Orientierung an der Tora, an den fünf Büchern Mose, strukturbildend. Er hat sein Buch so organisiert, dass fünf große Redeblocke jeweils einen Teil abschließen, was er mit der fünfmal fast gleichlautenden Formel »als Jesus diese Reden geendet (etelesen) hatte« (5,28; 11,1; 13,53; 19,1; 26,1) als Zäsur markiert. Freilich fügt er diesen fünf Teilen einen entscheidenden sechsten hinzu, Leiden, Tod und Auferstehung, doch der endet mit einer Abwandlung dieser Formel, spricht von der Vollendung (synteleia) dieser Weltzeit.

Auflösen ist möglicherweise eine zu schwache Übersetzung für *katalyein*, denn es wird bei Matthäus sonst für die Zerstörung des Tempels verwendet – 24,2,

als Ankündigung; 26,61 und 27,40 als Vorwurf an Jesus, was nahelegt, auch hier von Zerstören zu reden. Die Bibel in gerechter Sprache (Luise Schottroff) sagt: außer Kraft setzten, was aber im Blick auf die nachdenkenswerteste Parallele zur Tempelzerstörung seinerseits etwas kraftlos ist; Fridolin Stier sagt: aufheben, doch ist seit Hegel so viel Tief- und Scharfsinn auf die mehrfache Bedeutung dieses Wortes verwendet worden, dass es kaum noch brauchbar ist. Aus zwei Gründen bleibe ich beim Auflösen: das Wort wird bei Lukas in 9,12 für die Auflösung einer Menschenmenge verwendet, in 19,7 schlicht fürs Einkehren Jesu. Und: Im Auflösen bleibt der Anklang ans Lösen (lyein) eines Gebots (V.19) hörbar. Doch der Prediger, die Predigerin sollte das Mitschwingen und Mitklingen von Abbruch, Zerstörung und Vernichtung hören und hörbar machen.

Erfüllen. Nicht um die Hebräische Bibel abzuschaffen, sagt Jesus, ist er gekommen, sondern um sie zu erfüllen. Das bedeutet zunächst schlicht, das Gebotene zu tun, den von den Propheten gewiesenen Weg zu gehen. Doch es gehört zu den auffälligsten Besonderheiten des Matthäusevangeliums, dass häufiger als in anderen Büchern biblische Zitate eingeleitet werden mit den Worten: »auf dass erfüllt werde.« Beim Kindermord in Bethlehem und beim Ende des Judas aber verzichtet Matthäus auf den Finalsatz, konstatiert nur: »da wurde erfüllt« (2,17; 27,9), und schon diese Stellen zeigen, dass wir die Erfüllungszitate missverstehen, wenn wir meinen, der Evangelist stelle hier eine Art Checkliste auf, die er abhakt, um so mit der Schrift zu beweisen, dass Jesus der Messias ist – eine ohnehin etwas schlichte Vorstellung. Was meint Matthäus mit »erfüllen«? Bei der Taufe Jesu will Johannes ihm zunächst die Taufe verweigern – wer, wenn nicht Jesus, gehört zu den Gerechten, die der Umkehr nicht bedürfen? Doch Jesus insistiert: Lass es zu, sofort, denn so, auf diese Weise, gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen (3,15). Gerechtigkeit erfüllen bedeutet hier die Solidarisierung des Gerechten mit den Sündern. Und diese Solidarisierung wird sogleich in der Versuchungsgeschichte mit ihren deutlichen Parallelen zur Kreuzigung – wenn du Gottes Sohn bist, dann – illustriert: Jesus betrachtet seine ihm gerade in der Taufe zugesprochene Gottessohnschaft nicht als Privileg, sondern als Teilnahme an der Situation verlorener Menschen. Das ist möglicherweise ein Schlüssel für das matthäische Reden vom Erfüllen überhaupt: Erfüllen meint Füllen, neu Füllen, nicht mit neuem Inhalt, sondern mit dieser, mit seiner Person. Das passt zu einem Rahmen, den Matthäus seinem Buch gegeben hat: »Man wird seinen Namen rufen: Immanuel, das ist verdolmetscht: Gott mit uns«, zitiert und übersetzt Matthäus zu Beginn (1,23) Jesaja 7,14; am Schluss spielt die Verheißung »ich bin mit euch alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit« (28,20) deutlich auf die Deutung des Namens in Ex 3,14 an. Im Kommen des Menschen Jesus kommt

der Gott Israels seinem Volk und so auch den Völkern zu Hilfe, füllt Tora und Propheten mit diesem Menschen und seinem Kommen.

Bis Himmel und Erde dahingehen, wird kein Jota oder Häkchen am Gesetz dahingehen. Der Satz erinnert an die Verheißung Jesu, 24,35: Himmel und Erde werden dahingehen, meine Worte aber werden nicht dahingehen, und zu diesen Worten gehören Zuspruch und Anspruch. Der Satz ist darum keine Einladung zur Spekulation darüber, ob es in der neuen Welt Gottes der Tora und der Propheten vielleicht nicht mehr bedarf, sondern dazu, im Tun des Gebotenen darauf zu vertrauen, dass der Gebietende verlässlich ist, der im Namen des Gottes Israels und in dessen Aktualisierung im Immanuel-Geschehen des Kommens Jesu gegebenen Verheißung zu trauen ist. Der Hinweis auf Jud und Häkchen ist zudem eine Ermunterung dazu, es mit der Tora genau zu nehmen, sie wörtlich, ja – *horribile dictu!* – buchstäblich zu nehmen. Mit dem guten Satz des Paulus, dass der Buchstabe tötet, der Geist lebendig macht (2. Kor 3,6), ist ja viel Missbrauch getrieben worden, er wurde meist und interessiert als Lizenz zum es nicht so genau nehmen verstanden: Da wir ja als Geistbegabte den Geist der Gebote erfassen und vom Geist getrieben auch praktizieren, können wir die Buchstaben fahren lassen, was dem Schriftgelehrten Paulus natürlich nicht gerecht wird, eher an das geschickte Vorgehen der Schlange erinnert mit ihrer Suggestivfrage: Sollte Gott gesagt haben? (Gen 3,1) Eine Predigt könnte helfen, die Gemeinde von ihrer Schizophrenie zu befreien, einerseits sich mit der Überlegenheit der Jesusgebote gegenüber dem Wortlaut der Tora zu brüsten – Überbietung! Feindes-, nicht bloß Nächstenliebe! –, andererseits sich mithilfe einer Mischung aus Paulus und Luther von der Befolgung dieser Gebote für dispensiert zu halten. Und nun ist das mit dem Jud und dem Häkchen ja keine Aufforderung zu enger und ängstlicher Pedanterie, sondern, im Gegenteil, eine Einladung dazu, sich der Bitte des Psalmisten anzuschließen: Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz (Psalm 119,18). Der Hinweis *bis alles geschieht* deutet erneut an, dass Tora und Propheten nicht nur als Wegweisung verstanden werden, sondern auch als Verheißung – wie in den sog. Erfüllungszitaten und wie bei jenen gilt, dass Erfüllung nicht als Erledigung zu verstehen ist.

Was für Jota und Häkchen gilt, gilt erst recht für jedes kleinste oder geringste Gebot. Hinzu kommt hier die ironische Entsprechung zwischen dem Lösen von geringen Geboten und dem selbst als *gering* gelten. Auch wer im Himmelreich als gering gilt, ist immerhin drin, könnte man erleichtert im Blick auf das Nichthineinkommen der Jesusjünger (V20) sagen, aber das ist 1. nicht sicher, da bekanntlich auch über Abwesende geringschätzig geredet werden kann, und 2. ist der Gemeinde nicht zu raten, es darauf ankommen zu lassen. Wich-

tiger aber ist der Vorrang des Tuns vorm Lehren: Das richtige Tun folgt nicht aus der richtigen Lehre, sondern umgekehrt.

Das führt zum Vergleich zwischen der Gerechtigkeit der angesprochenen Jesusjünger und der der Pharisäer und Schriftgelehrten. Der Satz verweist auf die große Wehe-Rede in Kapitel 23, in der Jesus Schriftgelehrten und Pharisäern heftige Vorwürfe macht, die aber mit den Worten beginnt: Was sie euch sagen, das tut und haltet, aber tut nicht ihre Taten. Wer also das Besondere an Jesus in seiner Lehre sucht, was ja immer wieder versucht wird, wird nicht fündig werden. Zumal ja Matthäus und der von ihm gezeichnete Jesus selbst offenkundig Schriftgelehrte sind. Ein Schriftgelehrter, der ein Jünger des Reichs der Himmel geworden ist, gleicht einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt (13,52) – das ist auch ein kleines Selbstportrait des Verfassers. Dass die Gerechtigkeit der Jesusjünger die der Pharisäer und Schriftgelehrten völlig übersteigen soll, könnte wieder zu jener Konkurrenz, zu jenem Überbieten führen, was in einer Predigt nicht nur am Israelsonntag ein Rückfall in grässliche Formen christlicher Verkündigung wäre. Das »völlig« (pleion) spielt erneut aufs Erfüllen an und damit auf die Gerechtigkeit, die Jesus mit seiner Solidarisierung erfüllte. Jesusjünger sollen sich auf diese erfüllte Gerechtigkeit verlassen und stützen, sich aber nicht darauf ausruhen. Aus lauter Angst vor Werkgerechtigkeit nichts zu tun, wäre keine Jesusnachfolge.

Am Ende des Matthäusevangeliums trifft der auferstandene Jesus seine Jünger wieder auf einem Berg. Da sendet er sie nicht zum jüdischen Volk, sondern zu den Völkern und trägt ihnen auf, sie zu lehren, »alles zu halten, was ich euch geboten habe« (28,20). Die Bergpredigt ist demnach eine Tora-Zuspitzung und -Aktualisierung, die auch uns Jesusjüngern aus den Völkern gilt. Und im Blick auf das Gebotene gilt auch uns die Verheißung Jesu, dass es sich dabei keineswegs um eine weitere Last für ohnehin Abgemühte und Belastete handelt, sondern uns gerade aufatmen lässt: Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanft und von Herzen niedrig, und ihr werdet Aufatmen finden für eure Seele. Denn mein Joch ist angenehm und meine Last ist leicht (11,28ff.). Es ist ja inzwischen ein kaum noch praktisch überprüfter Glaubenssatz geworden, dass die Weisungen der Tora wie die Gebote Jesu prinzipiell unerfüllbar sind, sie uns in etwas missgelaunter und hämischer Pädagogik nur dazu gegeben sind, uns zu zeigen, dass wir sie nicht tun können. Es ist Zeit, es mit ihnen hier und da doch einfach mal zu versuchen. Die Predigt könnte Freude an der Tora wecken.

Zur Predigt

In einer Predigt zum Israelsonntag zu betonen, dass Jesus keineswegs dazu gekommen ist, das sog. Alte Testament abzuschaffen oder zu korrigieren, zu humanisieren, zu modernisieren, zu überbieten usw., sondern als toratreuer Jude die Gebote befolgt und gelehrt hat, mag etwas bemüht und beflissen und damit langweilig klingen, zumal diese Erkenntnis nun nicht mehr ganz neu ist. Aber vielleicht ist es gut, dankbar festzuhalten, dass jedenfalls unsere Generation die froh und frei machende Botschaft nicht mehr zwanghaft im Gegensatz und in Abgrenzung zur Hebräischen Bibel hören und lehren, darum Jesu Toraauslegung nicht mehr als Antithesen verstehen und überhaupt künstlich und krampfhaft Lehrunterschiede zwischen Jesus und seinen Zeitgenossen suchen und behaupten muss, Gott zu danken für die jüdischen und christlichen Lehrer und Lehrerinnen, die uns dafür die Augen geöffnet haben und damit auch für die Wunder an der Tora. Die Predigt könnte darum dazu ermutigen und Lust machen, wo es möglich ist, mit Juden und Jüdinnen gemeinsam Tora zu studieren, einschließlich ihrer Häkchen, und zwar nicht nur die schriftliche, sondern auch die mündliche: den Talmud.

Wichtiger aber ist dazu anzuregen und anzuleiten, Gott dafür zu danken und zu preisen, dass Jesus gekommen ist – um Sünder zur Umkehr zu rufen, Verlorene zu suchen und zu befreien; sein Leben als Lösegeld für die Vielen (=die Völker) zu geben; freilich auch, das Schwert zu bringen, Feuer anzuzünden und in und mit alledem die Gerechtigkeit, die Tora und die Propheten zu erfüllen. »Er ist gekommen«, heißt es im Epheserbrief (2,17), »und hat im Evangelium Frieden verkündet euch, den Fernen (also uns) und Friede den Nahen (Israel)«.

Schließlich sollte die Predigt die Gemeinde dafür öffnen, nicht nur in der Existenz Israels ein Zeichen der Treue Gottes zu erkennen, der sein Volk neben der Kirche und gegen sie aufrechterhält, sondern im jüdischen Nein zum Evangelium und zur Kirche, das schon durch diese bloße Existenz, aber auch in expliziter Kritik ausgedrückt wird, auch die Stimme Jesu zu hören, die Stimme des Herrn der Kirche als Kirchenkritiker von außen, der in Gestalt seines Volkes zur Kirche sagt: Nicht jeder, der zu mir »Herr, Herr« sagt, kommt in das Reich der Himmel, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut (Mt 7,21); der darum Menschen, die seine Worte zwar hören, aber nicht tun, törichte Menschen nennt, die auf Sand gebaut haben.

Und in Gemeinden und Landeskirchen, in denen immer noch oder wieder die sog. Judenmission ein Thema ist, sei daran erinnert: Der Rabbiner Robert Raphael Geis hat uns Christen darauf aufmerksam gemacht, dass wir die

Chance gehabt hatten, durch Taten zu bezeugen, dass unser Glaube uns an den Gott Israels bindet und darum auch seinem Volk an die Seite stellt, als es diesem Volk ans Leben ging. Da diese Chance vertan wurde, konnte Geis das christliche Bestehen darauf, ständig, aber nur verbal Zeugnis ablegen zu müssen, nur läppisch finden. Und die damals versäumten Tatzeugnisse sind ja leider auch heute schmerzlich nötig, sei es im Blick auf die auch unter Christen gelegentlich völlig wahnwitzigen Nahostdiskussionen, auch im ökumenischen Gespräch mit unseren palästinensischen Geschwistern, sei es im Blick auf Rufe und Taten in deutschen und anderen europäischen Städten.

Lieder

Nach der Predigt: EG 5,1-3 oder 196,5+2; im übrigen Gottesdienst: 331,9-11; 326,5.6.8; 137,3-6; 293; als Schlussstrophe zwischen Gebet und Segen: 317,5.

1 Friedrich-Wilhelm Marquardt, *Das christliche Bekenntnis zu Jesus, dem Juden. Eine Christologie*, Band 2, München 1991, S. 322. Marquardt selbst ist dieser Struktur gefolgt und hat einen großen Teil seiner Christologie dem »Kommen, Gehen und Bleiben Jesu von Nazareth« gewidmet, a.a.O. S.238-438.

Liturgie für den Gottesdienst am Israelsonntag – 10. Sonntag nach Trinitatis

Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte

Entwurf zur Erprobung – grün

Denkt nicht, ich sei gekommen, die Tora und die prophetischen Schriften
außer Kraft zu setzen! Matthäus 5,17-20

Helmut Ruppel

Musikalische Eröffnung

Lied

Nun danket Gott, erhebt und preiset die Gnaden

EG 290

Eröffnung

Wir kommen zusammen in diesem Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters, der Himmel und Erde geschaffen und Israel zu seinem Volk gemacht hat, im Namen Jesu Christi, Sohn Israels und Erstgeborener aus den Toten, der uns herausgeführt aus der Fremde, im Namen des Heiligen Geistes, der uns hilft, zueinander zu kommen und einander zu verstehen! Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Bund und Treue hält ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände.

Wir kommen zusammen, heute am Israel-Sonntag, um uns zu vergegenwärtigen, dass deutsche Christen der ersten Liebe Gottes tödlichen Schmerz zugefügt haben – zu schweigen von dem, was schrecklich geschulte Dreckskerle aus unserem Volk Israel antaten. Warum waren wir blind für Gottes Bund mit Israel und glaubensstolz und heilsüberheblich uns allein im Besitz seiner Gnade wähnend – ein Wahn, der uns noch heute zu schaffen macht.

Werden wir lernen, werden wir bekennen, werden wir beginnen, mit Israel Zeugen Gottes und Erben seiner Verheißung für eine erneuerte Welt zu werden? Gott gebe uns seinen Geist dazu! Sonst ist unser Reden von der Verbundenheit mit Gottes Augapfel eitel und aufgeblasen.

Verbanden uns nicht von altersher in jedem Gottesdienst die Psalmen mit Israel? Konnten wir nicht immer die Psalmenbrücke zur Synagoge betreten? So wollen wir es jetzt zu Beginn unseres Gottesdienstes tun mit dem Wochenspruch aus dem Psalm 33 im 12. Vers: Wohl dem Volk, dessen Gott der Lebendige ist, dem Volk, das er zu seinem Erbe erwählt hat.

Liturg und Gemeinde: Psalm 122

Voll Freude war ich, da sie zu mir sagten:

»Wir ziehen zum Hause des Herrn!«

Und nun stehen wir mit unseren Füßen in dir, Jerusalem,
Jerusalem, starke Stadt, dicht gebaut, fest gefügt.

Da hinauf ziehen die Stämme, die Stämme des Herrn,
wie es Israel geboten ist vom Herrn, ihn zu preisen.

Dort stehen die Throne des Gerichts bereit, die

Throne des Hauses Davids.

Friede für Jerusalem! Betet darum!

Jeder, der dich liebt, sei geborgen in dir. Friede sei in deinen Mauern,
Zufriedenheit in deinen Häusern.

Friede sei in dir! sage ich, meinen Brüdern und Freunden zulieb.

Seinem Tempel zulieb will ich für Jerusalem Glück und Segen erlehnen.

(übertragen von Arnold Stadler, in: ders., »Die Menschen lügen. Alle«,
Frankfurt/Leipzig 1999, 91)

Situationsbestimmung/Sündenbekenntnis

Als Gemeinde und als Einzelne richten wir uns aus auf diesen Gottesdienst,
um zu hören, was wir uns nicht selber sagen können und um Gottes Hilfe
und Verheißung zu erbitten für die Welt und für das Leben, das wir in ihr leben.
Und so haben wir zuerst nur dies zu sagen:

Es ist kein Frieden unter uns und wenig Liebe, der Glaube ist sehr klein
und Hoffnung kaum vorhanden – dafür selbstgerechte Verbitterung,
unmäßige Gewalt, Mordlust und unfassbarer Hass.

So leben wir dahin als Junge oder Alte, als Frauen oder Männer –
so gehen wir unsere Wege und niemand weiß, wohin sie führen.

Darum rufen wir zu Dir, unserem Schöpfer:

»Tröste uns mit deiner Hilfe und mit einem barmherzigen Geist stärke uns!

Mit einem hörenden Herzen stärke uns,

Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; Gott Sarahs, Rebekkas und Rahels;

Gott von Ruth und Boas, Jeremia und Jona, Petrus und Paulus, Esther und Prisca –

du hast sie zu Zeugen deines Namens in der Welt erwählt

und bist ihnen treu geblieben.

Durch deinen Sohn Jesus von Nazareth hast du auch uns berufen,

hast deine Kirche getragen und willst uns helfen, nach all dem Schrecklichen,

was wir deinem Volk angetan haben,

die bösen Feindbilder und die entsetzliche Besserglauberei zu überwinden.

Lange haben wir gelernt und es demütig triumphal kundgetan,
wir seien an die Stelle Israels getreten
und deine Liebe gelte nur noch uns allein und den Kindern allenfalls,
wenn sie sich taufen ließen...

Und wir haben uns die Gaben deines Bundes angeeignet –
die Weisungen zum Leben, die Psalmen, die Verheißungen – nur,
als dein Volk wieder in seinen alten Grenzen leben durfte,
fiel es uns so schwer, dies als Zeichen deiner Treue zu erkennen.

Dass wir doch wüchsen in der Verbundenheit über kleinliche Mäkeleien hinaus!
Dass wir nicht so versessen seien auf politische Fehler Israels!
Lass uns Verbindendes entdecken, stärke das gemeinsame Hören auf dein Wort!
Bewahre uns davor, dich in Stein zu meißeln,
dich einzusperren in unseren Worten und Bildern.
Bewahre uns davor,
Israel zu versteinern in unseren Worten, Gedanken und Bildern.

Bringe uns zu Begegnungen mit dir und deinen geliebten Geschöpfen
und mit uns selbst – du wünschst uns doch voller Leben!? Erbarme dich!

Kyrie

Gnadenzusage

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen,
aber meine Gnade soll nicht von dir weichen
und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen,
spricht der Herr, dein Erbarmmer!

Lied

Öffne meine Augen, dass sie sehen die Wunder an deinem Gesetz EG 176

Kollektengebete

Trübsinn und Raserei liegen auf unseren Tagen, hilf uns heraus, unser Vater,
lege dein Wort uns ans Herz, öffne unsere Hände füreinander
in unserer Welt der peinigenden Bilder und GegenSätze!
Wir sind so sehr mit uns selbst beschäftigt,
gehen so oft den Weg der Bequemlichkeit und machen deinem Sohn keine Ehre!
Sage dich nicht von uns los!

Gott, vergib uns unsere Gespaltenheit und befähige uns
zu mehr Klarheit und Konsequenz im Befolgen deines Willens.

Wenn du schweigst, haben wir nichts zu sagen.
Wenn du dich verbirgst, bleibt uns alles verborgen.
Wenn du nicht Frieden schaffst,
bleiben wir überworfen mit dir und der Welt und einander.

Stärke unser Verlangen nach deinem Reich.
Führe unsere Füße hin zu den Flüchtlingen in unserer Nähe,
lenke unsere Schritte auf den Weg des Friedens
und lass sie jenen entgegentreten,
die ihren Hass und ihre Selbstgerechtigkeit durch die Straßen tragen.
Wir gehören zu einem Volk,
in dem 270 Opernhäuser kein einziges Konzentrationslager verhinderten...
Und wenn wir wieder hin- und hergeworfen sind in unseren Gefühlen,
richte uns auf, stärke uns, sei mitten unter uns.
Amen – das werde wahr!

Lesung

EG 797

Die Zehn Gebote – nach reformierter Tradition und
Heidelberger Katechismus (Nr. 807)

Lied

Gottes Wort ist ein Licht in der Nacht (Kanon)
Hans Hermann Bittger/Paul Ernst Ruppel 1989, in:
Singt Jubilate, München/Berlin 2012., Nr.46

Lesung

Evangelium nach Matthäus 5, 17-20

Glaubenslied

EG 184

- | | |
|--|---|
| <p>1.
Wir glauben: Gott ist in der Welt,
der Leben gibt und Treue hält.
Er fügt das All und trägt die Zeit,
Erbarmen bis in Ewigkeit.</p> | <p>3.
Wir glauben, Gottes Schöpfermacht
hat Leben neu ans Licht gebracht,
denn alles, was der Glaube sieht,
Spricht seine Sprache, singt sein Lied.</p> |
| <p>2.
Wir glauben: Gott hat ihn erwählt,
den Juden Jesus für die Welt.
Der schrie am Kreuz nach seinem Gott,
der sich verbirgt in Not und Tod.</p> | <p>4.
Wir glauben, Gott wirkt durch den Geist,
was Jesu Taufe uns verheißt:
Umkehr aus der verwirkten Zeit
und Trachten nach Gerechtigkeit.</p> |

5.
Wir glauben: Gott ruft durch die Schrift
das Wort, das unser Leben trifft.
Das Abendmahl mit Brot und Wein
lädt Hungrige zur Hoffnung ein.

6.
Wenn unser Leben Antwort gibt,
darauf, dass Gott die Welt geliebt,
wächst Gottes Volk in dieser Zeit,
und Weggenossen sind nicht weit.

Wir singen dies Bekenntnis unbedrängt und unbedroht – so wollen wir auch danken, dass es so viele tapfere Christen und Juden in aller Welt gibt, die am Bekenntnis zu Dir und am Leben mit Dir festhalten, auch wenn sie in große Gefahr geraten.

Das »Glaubenslied« ist jetzt zu finden in Singt Jubilate, Lieder und Gesänge für die Gemeinde, Wichern-Verlag Berlin 2012, Nr. 48 (Text: Gerhard Bauer 1985, Musik: Christian Lahusen (vor 1945) 1948 (»Wir glauben Gott im höchsten Thron«))

Predigt – Matthäus 5, 17-20

Lied

Wohl denen, die da wandeln

EG 295

Gelegenheit für ein »konkretes Amen«:

- zu Liturgie und Predigt und zum Stand des Verhältnisses von Kirche und Synagoge, deutscher Gesellschaft und dem Staat Israel, Anfragen zu allen theologisch-politischen Aspekten
- 50 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen beiden Ländern, Austausch- und Reiseerfahrungen, »heiße Eisen« der Gegenwart wie »Gaza«, »Bojkott«, »Kippa« u. ä.
- Kommende Herausforderungen: Das Reformationsgedenken steht unmittelbar bevor: Welches Bild von Israel und dem Gesetz in seinen heiligen Schriften bestimmte die Geburtsstunde des Protestantismus?

Fürbitte

Wir danken dir, unser Vater, dass du immer wieder den Bann brechen willst, der über dem Zusammenleben, Zusammenhören, Sprechen, Lernen und Hoffen von Juden und Christen liegt.

Der Bann des Schweigens, der Befangenheiten und Blockaden, der Distanzen und der Bilder, die wir von Israel haben, hartnäckig und schier unaufweichbar.

Wir danken dir, dass du uns Anfänge schenkst,
kleine Schritte eines gemeinsamen Lernens und Betens.

Wir bitten dich um die geschundenen Menschenkinder alle,
in Israel, an seinen Grenzen und bei seinen Nachbarn,
für alle, die wir kennen und die wir noch nicht kennen.

Wir bitten dich für alle, deren Lippen fruchtlos klagen,
denen Raum zum Leben kaum vergönnt ist,
die zu ersticken glauben unter eigener oder fremder Schuld.

Wir bitten dich für alle, die die Macht in Händen haben und für alle,
die machtlos sind und darauf angewiesen,
dass Menschen ihnen Recht gewähren und Freiheit und das Brot zum Leben.
Lass uns Kirche werden, die nach Großmut, Freundschaft
und deinem Leben schenkenden Gesetz schmeckt.

Wir bitten dich um ein erfrishtes Gedächtnis!
Jenes Gedächtnis, das dein altes Volk Israel nie verloren hat,
das Dreitausend-Jahr-Gedächtnis, was uns und anderen Völkern
so oft und rasch abhanden kam und kommt.

Wir bitten dich auch für die Christenhasser,
die Angst und Schrecken um sich verbreiten
und die so viel Leben und Glück zerstören.
Gebiete ihnen Einhalt, zieh sie zur Rechenschaft und ändere ihr Herz!

Wir bitten dich: Stifte deinen Wundern ein Gedächtnis!
Lass deine Weisung weithin leuchten, lass dich erbitten von uns,
wie dein Sohn es uns erlaubt hat:

Vater unser

Lied

Wo Gott der Herr nicht bei uns hält

EG 297, 1-4

Segen und Ausklang

Anmerkungen:

In den »Predigthilfen« der Jahre 2007-2014 gibt es mannigfache Anregungen liturgischer wie fach-theologischer Art. Wir danken Sylvia Bukowski für manch eine geglückte Sprachhilfe!

Liturgie für den Gottesdienst am Israelsonntag – 10. Sonntag nach Trinitatis

Liturgie für einen Gottesdienst mit Bußcharakter nach dem Proprium für den 10. Sonntag nach Trinitatis – violett / Israelsonntag im Entwurf zur Erprobung – Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte

Warum ziehst du deine Hand zurück? Psalm 74,11

Björn Borrmann

Vorbemerkung

Der Erprobungsentwurf bietet zum Israelsonntag zwei Proprien mit der Unterscheidung »grün« und »violett« nach der liturgischen Farbe des Tages. Das »violette« Proprium ersetzt meines Erachtens die Texte zum Thema »Christen und Juden« im EGb S. 450.¹

Der hier vorgeschlagene Gottesdienst mit Bußcharakter nach Grundform I mitten in der Sommerzeit mag manche Gemeinde irritieren – gut so; doch eine ausführlichere Begrüßung mag dort richtig sein. Mit Gesängen und Liedern ist die Gemeinde in die Gebetsteile einbezogen, dazu ist eine klare Absprache mit den musikalisch Verantwortlichen nötig.

Die Liturgie passt auch zu einem Gottesdienst am Vorabend. Da in der Erprobungsphase je nach Kirchenkreis verschiedene Predigtreihen aufgegeben sind, werden hier nur zwei Lesungen vorgesehen – die Erweiterung um die Epistel Römer 9, 1-5 ist denkbar. Eine Alternative zum Psalmgebet mit Kyrierufen ist das Psalmlied »Wo bist du, Gott, gewesen?« von Eugen Eckert mit der Melodie von Alejandro Veciana oder auch zur Melodie Befehl du deine Wege, in: Durch Hohes und Tiefes, Nr. 245.

Glocken – Musik zum Eingang

Votum & Gruß

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Gemeinde: Amen.

Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,

Gemeinde: der Himmel und Erde gemacht hat.

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch allen.

Gemeinde: Und mit deinem Geist.

Begrüßung

Willkommen zum Gottesdienst am Israelsonntag.

An diesem Tag stimmen wir ein in die Trauer Israels über die Zerstörung des Tempels in Jerusalem.

Wir klagen Gott das Leid seiner zuerst berufenen Kinder, lange vergangen oder gestern erst erlitten.

Wir bedenken unsere Verstrickung in Schuld und fragen nach unserer Verantwortung.

Wir berufen uns auf die Erfahrungen, die Israel gemacht hat:

»Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist, dem Volk, das er zum Erbe erwählt hat!«

(Wochenspruch aus Psalm 33,12)

Bitten wir Gottes Geisteskraft um ihren Beistand:

Lied: Heil'ger Geist, du Tröster mein

EG 128, 1-7

Erweitertes Psalmgebet mit Kyrierufen zu Psalm 74

Lektorin:

Gott, warum verstößest du uns für immer

und bist so zornig über die Schafe deiner Weide?

Gedenke an deine Gemeinde,

die du vorzeiten erworben und dir zum Erbteil erlöst hast,

an den Berg Zion, auf dem du wohnest.

Richte doch deine Schritte zu dem, was so lange wüst liegt.

Der Feind hat alles verheert im Heiligtum.

Sie sprechen in ihrem Herzen:

Lasst uns sie ganz unterdrücken!

Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Lande.

[Unsere Zeichen sehen wir nicht,

kein Prophet ist mehr da,

und keiner ist bei uns, der etwas weiß.]

Liturg:

So klagt dein Volk, Gott.

Wir, deine Kirche, hören es

und müssen bekennen:

Auch Christen waren unter denen,

die jüdische Gotteshäuser angezündet haben.

Nur wenige haben in den Kirchen ihre Stimme erhoben

gegen die Feinde deines Volkes.

So bitten wir um dein Erbarmen und rufen zu dir:

Gemeinde:

Kyrie eleison (EG 178.14 oder ein anderer, eingesungener Kyrieruf)

Lektorin:

Ach, Gott,
wie lange soll der Widersacher noch schmähen
und der Feind deinen Namen immerfort lästern?
Warum ziehst du deine Hand zurück?
Nimm deine Rechte aus dem Gewand
und mach ein Ende!

Liturg:

So klagt dein Volk, Gott.
Wir, deine Kirche, hören es und müssen bekennen:
Zu lange haben auch wir deinen Namen gelästert,
haben uns an die Stelle deines erwählten Volkes gesetzt
und ihm seinen Namen genommen.
So bitten wir um dein Erbarmen und rufen zu dir:

Gemeinde: Christe eleison (EG 178.14)

Lektorin:

Gedenke an den Bund;
denn die dunklen Winkel des Landes sind voll Frevel.
Lass den Geringen nicht beschämt davongehen,
lass die Armen und Elenden rühmen deinen Namen.

Liturg:

So ruft dein Volk, Gott.
Wir, deine Kirche, die Hinzugekommenen,
wagen es im Vertrauen einzustimmen in diesen Ruf
Gedenke an den Bund und an deine Verheißungen.
Lass uns alle, Juden und Christen,
deine Gerechtigkeit sehen.
Wir bitten um dein Erbarmen und rufen zu dir:

Gemeinde:

Kyrie eleison (EG 178.14)

Gnadenzusage

Liturg:

So spricht Gott:
Hört mir zu, ihr vom Hause Jakob und alle, die ihr noch übrig seid vom Hause
Israel, die ihr von mir getragen werdet von Mutterleibe an und vom Mutter-
schoße an mir aufgeladen seid: Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich

will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten. (Jesaja 46, 3+4)

Lied als »vermindertes« Gloria: Ja, ich will euch tragen

EG 380, 1-7

Tagesgebet mit Motiven aus dem vorangegangenen Lied

Gott, Wunderbarer, wir hören nicht auf zu fragen:
nach Deiner Güte und Treue,
nach Deiner Liebe zum erstberufenen Volk Israel und zu uns,
nach unserer Väter Schar, die ohne deine Huld unermessliches Leid brachte.
Komm uns nahe in deinem Wort,
verbinde uns, Christen und Juden, auf's Neue,
dass wir alle einst sagen: Du bist Hilfe genug, Du bist gnädig in Ewigkeit.
Gemeinde: Amen.

Lesung aus dem Alten Testament Jesaja 27, 2-9

Gott wird sein Volk erlösen, davon ist Jesaja überzeugt. Mit dem Lied vom blühenden Weinberg beschreibt der Prophet das zukünftige Heil der Nachkommen Jakobs.

- 2 Zu der Zeit wird es heißen: Lieblicher Weinberg, singet ihm zu!
- 3 Ich, der HERR, behüte ihn und begieße ihn immer wieder. Damit man ihn nicht verderbe, will ich ihn Tag und Nacht behüten.
- 4 Ich zürne nicht. Sollten aber Disteln und Dornen aufschießen, so wollte ich über sie herfallen und sie alle miteinander anstecken,
- 5 es sei denn, sie suchen Zuflucht bei mir und machen Frieden mit mir, ja, Frieden mit mir.
- 6 Es wird einst dazu kommen, dass Jakob wurzeln und Israel blühen und grünen wird, dass sie den Erdkreis mit Früchten erfüllen.
- 7 Wird doch Israel nicht geschlagen, wie seine Feinde geschlagen werden, und nicht getötet, wie seine Feinde getötet werden!
- 8 Sondern, indem du es wegschicktest und wegführtest, hast du es gerichtet, es verscheucht mit rauem Sturm am Tage des Ostwinds.
- 9 Darum wird die Sünde Jakobs dadurch gesühnt werden, und das wird die Frucht davon sein, dass seine Sünden weggenommen werden: Er wird alle Altarsteine zerstoßenen Kalksteinen gleichmachen; und keine Bilder der Aschera noch Rauchopfersäulen werden mehr bleiben.

(Im Gottesdienst mit Bußcharakter entfällt das Halleluja.)

Lied: Nun danket Gott, erhebt und preiset in Auswahl

EG 290

Evangeliumslesung Lukas 19, 41-48

Jesus erahnt die kommende zweite Zerstörung Jerusalems und weint. Sein Weinen bekundet seine Liebe zu seinem Volk. Aus Liebe treibt er die Händler aus dem Bereich des Tempels, aus Liebe spricht er zu den Menschen. Wir hören das Evangelium nach Lukas, Kapitel 19 (V. 41-48):

- 41 Als Jesus nahe hinzukam, sah er die Stadt Jerusalem und weinte über sie
42 und sprach: Wenn doch auch du erkennstest zu dieser Zeit, was zum
Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen.
43 Denn es wird eine Zeit über dich kommen, da werden deine Feinde um
dich einen Wall aufwerfen, dich belagern und von allen Seiten bedrängen
44 und werden dich dem Erdboden gleichmachen samt deinen Kindern in dir
und keinen Stein auf dem andern lassen in dir, weil du die Zeit nicht
erkannt hast, in der du heimgesucht worden bist.
45 Und er ging in den Tempel und fing an, die Händler auszutreiben,
46 und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: »Mein Haus soll ein Bethaus
sein«; ihr aber habt es zur Räuberhöhle gemacht.
47 Und er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schrift-
gelehrten und die Angesehensten des Volkes trachteten danach, dass sie
ihn umbrächten,
48 und fanden nicht, wie sie es machen sollten; denn das ganze Volk hing ihm
an und hörte ihn.

Glaubensbekenntnis (falls nicht nach der Predigt)

Präfasen und Neuere Glaubensbekenntnis

Liturg:

»Er hat Israel erwählt, ihm die Gebote gegeben und seinen Bund aufgerichtet zum Segen für alle Völker.« Als Gesegnete aus den Völkern lasst uns unseren Glauben an den Gott Israels bekennen!

Gemeinde:

Wir glauben an den einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und uns Menschen zu seinem Bild. Er hat Israel erwählt, ihm die Gebote gegeben und seinen Bund aufgerichtet zum Segen aller Völker.

Wir glauben an Jesus von Nazareth, den Nachkommen Davids, den Sohn der Maria, den Christus Gottes. Mit ihm kam Gottes Liebe zu allen Menschen, heilsam, tröstlich und herausfordernd. Er wurde gekreuzigt unter Pontius Pilatus, aber Gott hat ihn auferweckt nach seiner Verheißung, uns zur Rettung und zum Heil.

Wir glauben an den Heiligen Geist, der in Worten und Zeichen an uns wirkt.

Er führt uns zusammen aus allen Völkern, befreit von Schuld und Sünde, berufen zum Leben in Gerechtigkeit und Frieden. Mit der ganzen Schöpfung hoffen wir auf das Kommen des Reiches Gottes. (EG.RWL 817)

Lied: Dein König kommt in nieder'n Hüllen

EG 14, 1+2+5+6

Predigt zum Text der jeweils zu erprobenden Reihe:

I Röm 11,17-24 / II 5Mose 30,1-8 / III Lk 19,41-48 / IV Röm 9,1-5 / V Jes 27,2-9 / VI Klgl 5,1.11-22

Predigtlied bzw. notfalls eines der neuen Wochenlieder

A) Aus tiefer Not lasst uns zu Gott – EG 144 oder

B) Und suchst du meine Sünde – EG 237

Abkündigungen

Fürbittengebet mit Lied: Da wohnt ein Sehnen tief in uns

Liturg:

Das Fürbittengebet gestalten wir gemeinsam mit dem Lied »Da wohnt ein Sehnen tief in uns«. Zu Beginn singen wir den Kehrsvers und dann nach jeder Bitte eine Strophe mit anschließendem Kehrsvers. Sie finden das Lied unter der Nummer ... / auf dem Liedblatt. (Pause)

Lasst uns voll Hoffnung zu Gott beten:

Gemeinde singt den Kehrsvers:

Da wohnt ein Sehnen tief in uns, o Gott, nach dir, dich zu sehn, dir nah zu sein.

Es ist ein Sehnen, ist ein Durst nach Glück, nach Liebe, wie nur du sie gibst.

Lektorin:

Für alle, die inmitten von Krieg und Bürgerkrieg leben, für den Staat Israel, alle seine Bewohner, Nachbarn und Bedränger lasst uns beten:

Gemeinde singt:

1. Um Frieden, um Freiheit, um Hoffnung bitten wir.

In Sorge, im Schmerz – sei da, sei uns nahe, Gott.

Kehrsvers

Lektorin:

Für alle, die diskriminiert werden und Unterdrückung erfahren,

für die Verblendeten, denen alles Unbekannte zur Bedrohung wird, lasst uns beten:

Gemeinde singt:

2. Um Einsicht, Beherztheit, um Beistand bitten wir.

In Ohnmacht, in Furcht – sei da, sei uns nahe, Gott.

Kehrvers

Lektorin:

Für alle, die ihre Erinnerung an erlittenes Grauen bis heute quält,

für ihre Nachkommen, für die ungezählten Toten lasst uns beten:

Gemeinde singt:

3. Um Heilung, um Ganzsein, um Zukunft bitten wir.

In Krankheit, im Tod – sei da, sei uns nahe, Gott.

Kehrvers

Lektorin:

Für alle, die an eine Zukunft glauben,

für die Kontaktpfleger, Friedensstifterinnen und Gotteskinder lasst uns beten:

Gemeinde singt:

4. Dass du, Gott, das Sehnen, den Durst stillst, bitten wir.

Wir hoffen auf dich – sei da, sei uns nahe, Gott.

Kehrvers

Liturg:

Nimm dich unser gnädig an, rette und erhalte uns.

Denn dir allein gebührt der Ruhm und die Ehre und die Anbetung,

dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist,

jetzt und allezeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Alle:

Vater unser im Himmel...

Sendungsstrophe: Sing, bet und geh auf Gottes Wegen

EG 369,7

Segen

Musik zum Ausgang

¹ Ein Abriss zur Geschichte des Israelsonntags findet sich unter www.asf-ev.de/de/kirchengemeinden/materialien-fuer-kirchengemeinden/israelsonntag.html

Quellen:

- Entfaltetes Psalmgebet: Deeg, Alexander u.a., Der Gottesdienst im christlich-jüdischen Dialog, Liturgische Anregungen, Spannungsfelder, Stolpersteine, Gütersloh 2003, S.175f, zitiert nach gemeinsam gottesdienst gestalten 2: Lesungen und Psalmen lebendig gestalten, Hannover 2004, S. 170f.
- Präfaßen Evangelium: Duensing, Friedrich; von der Osten-Sacken, Peter; Präfaßmina. Einleitungen zu den Lesungen des Gottesdienstes, Berlin 2014, S. 56.
- Präfaßen zum Credo: Evang, Martin in: gemeinsam gottesdienst gestalten 12: Bitten, Loben und Bekennen, Hannover 2009, S. 194.
- Da wohnt ein Sehnen tief in uns, verfügbar in Singt Jubilate 128, Kommt atmet auf 74, Durch Hohes und Tiefes 112, Zwischen Himmel und Erde 209, Lebensrhythmen 139, in diversen Kirchentagsliederbüchern und unter www.habakuk-musik.de

Wo bist du, Gott, gewesen? (auch zur Melodie: Befehl du deine Wege)

Wo bist du, Gott, gewesen in jener schlimmen Zeit,
als ohne Federlesen den Juden blühte Leid,
als Gotteshäuser brannten, der Mond kein Ende fand,
und selbst die »Christ« sich nannten erhoben ihre Hand?
Wo warst du, Gott der Liebe, als Hass die Welt zerschlug,
als dein Volk all die Hiebe der Schinder still ertrug,
als Menschen Menschen jagten, als Nacht war Tag und Nacht?
Wo warst du, als sie klagten, du, Gott, mit deiner Macht?
Warum hast du geschwiegen? Bist nicht herabgefahr'n
zu enden all das Kriegen, unmenschliches Gebar'n?
Du hast das Meer gespalten, schenkst Leben, Raum und Zeit,
und ließest uns doch walten wie Herrn der Ewigkeit.
Warum hast du verlassen, die du dir einst erwählt?
Du warst nicht mehr zu fassen. Warum? Die Frage quält.
Und doch bleibt eine Ahnung: Vielleicht warst du dabei
als des Gewissens Mahnung – und ihr Schrei war dein Schrei.

Text: Eugen Eckert 1995 Melodie: Alejandro Veciana 1995, Strube Verlag
München in: Durch Hohes und Tiefes, Nr. 245

Zum Verlernen (4)

Die Kategorien »Alt« und »Neu«

Helmut Ruppel

Eine Generation seit dem Erscheinen von Charlotte Kleins schreckenerregender Studie »Theologie und Anti-Judaismus« (München 1975) sind ihre Fragen unabgeholten. Dazu gehört die Verwendung der Kategorie »Alt« und »Neu« in Theologie und Gemeinde.

»Sagt man von etwas: ›Sieh, das ist neu!‹, so war es schon längst! Nichts Neues gibt es unter der Sonne.« Kohelet hat das Gewicht biblischen Denkens für sich, zumal der polemische Gedanke der Kategorie »alt-neu« das Verhältnis von Christentum und Judentum triumphierend zu beherrschen scheint – ohne Kenntnis jüdischen Betens: »Gepriesen seist du Gott, der du die Monate erneuerst!« Jesaja hofft für Junge und Alte: »Die Jugend wird müde und ermattet ... die aber auf Gott hoffen, schöpfen neue Kraft, empfangen Schwingen gleich dem Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt« (40,30). In der Bibel ist nie zu entkräftender Überlebenspakt gegen alle Widrigkeiten dargelegt, der trotzig glaubt: Die Geschichte ist auf Seiten der biblischen Botschaft: »Ich werde ihr Gott sein, sie werden mein Volk sein!« – ein *Shir hadash*, ein alt-neuer Gesang. Hinter allen scharfen Polaritäten der Bibel: »alt« und »neu«, was muss Jona lernen? was erleidet Hiob? – steht die Erfahrung: Alles Neue ist im Kern des Alten enthalten. »Dieses Volk, das ich mir gebildet habe, meinen Ruhm wird es bekunden« (Jes. 43,21), »Erneuere unsere Tage wie vor alters!«, singt das Klagelied, denn in der Schöpfung ist alles enthalten, Neues wie Altes.

Wir erleben in den neutestamentlichen Schriften ein enthusiastisches Neuheitsbewusstsein, ein Überlegenheitsbewusstsein: »Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!« (2. Kor 5,17f). Es gibt nun ein überholtes Altes, einen Schnitt in der Zeit, denn das Handeln Gottes qualifiziert die Zeit in »vergangen« und endgültig »neu«. Alles ist vergangen. Paulus weiß auch: Das Alte ist nicht vergessen, das Ende der Geschichte nicht erreicht, es regiert eine seltsame Gleichzeitigkeit von »Schon« und »Noch nicht«. Dennoch ist das Neue beschlossen, in einem neuen Bund, in dem nichts mehr gilt, was zuvor galt, die Schöpfungsordnung überbietend: »Nicht ist hier mehr ein Jude oder Grieche, Sklave oder Freier, männlich oder weiblich, denn ihr seid alle eins in dem Messias Jesus.« (Gal 3,28). Das zwingt zu einer neuen Lebensform, denn »die Nacht ist vergangen, der Tag ist nicht mehr fern.« (Röm 13, 11f.) In dieser Gegenwart wird

das zukünftige Leben schon Realität. Nun könnte die Geschichte der Sieger beginnen, denn sie stehen auf der Seite des Neuen. Doch: Führen sie damit die Hand Gottes am Steuer der Geschichte? Wird sie in einem furchtbaren Sinne »alternativlos«? 2000 Jahre Kirche lassen fragen, ob die Aufteilung in »alt« gleich Judentum und »neu« gleich Christentum tatsächlich »Gottes ausdrücklicher Wille war«. (Krister Stendahl). Sollte in diesem Gedanken- und Glaubensgang wirklich das »Evangelium« zum »Faktor von theologischem Antijudaismus« geworden sein? Wache Geister wussten immer, dass das Neue oft mit der Destruktion des Alten einhergeht, dass sich Destruktivität »auf den Gegner so gut wie auf die eigene Person« bezieht (Adorno). Mit den Worten von Peter von der Osten-Sacken: »Es könnte lohnen, die Geschichte der Kirche, verstanden als Geschichte der Auslegung der Heiligen Schrift, einmal in diesem Sinne zu schreiben, das heißt zu fragen, wo die zerstörerische Kraft des neuen die Ebene des Wortes verlassen und sich, vom Wort herkommend, durch Taten geschichtlich ausgewirkt hat.«

Zum Weiterlesen:

Peter von der Osten-Sacken, Das paulinische Verständnis des Gesetzes im Spannungsfeld von Eschatologie und Geschichte, in ders., Der Gott der Hoffnung, Leipzig 2014, 249-289, (erw. Fassung früherer Veröffentlichungen)

Albrecht Lohrbächer, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Neu gegen Alt – ein unheilvoller Gegensatz, in: dies., Was Christen vom Judentum lernen können, Stuttgart 2006, 102

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde



Markus A. Weingardt, Was Frieden schafft

Religiöse Friedensarbeit – Akteure, Beispiele, Methoden

Gütersloher Verlagshaus 2014, 230 S., 24,99 Euro

Allen Engagierten in und um *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* muss es wichtig sein zu wissen, wer in ihrer praktischen wie politisch-theologischen Nähe arbeitet, und wenn es nur das Bewusstsein stärkt, nicht allein in dieser Arbeit zu sein – geradezu jetzt, wo die Weltläufe jegliche Friedensarbeit als aussichtslose Narretei erscheinen lassen. So ist es auch kollegial, dass der aus dem Umkreis der Tübinger »Weltethos«-Stiftung stammende Band (Weingardts zweiter nach »Religion-Macht-Frieden« 2010) auch *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* erwähnt. Die Sammlung unterschiedlichster Projekte kommt graphisch interessierten Nutzern sehr entgegen, die Seiten sind anschaulich, zum exemplarischen Vorstellen vor«bildlich«; notwendige Informationen zum Erweitern und Vertiefen knapp und klar. Aus dem Inhalt: Gewaltfreie Aktionen – Training for Peace – Friedensmärsche – Interreligiöser Dialog – Mediation – Menschenrechte – Versöhnungsarbeit. Ein impulsreiches Handbuch für die gemeindliche Jugendarbeit – Ältere hinzubittend.

H. R.

»Wer hungrig ist, komme herzu«

Ingo Baldermann erzählt die Geschichte des Jesus von Nazareth

3 CDs, Erev-Rav Verlag, Uelzen 2014, 19,90 Euro

Wer an Baldermanns Seminaren teilnahm, erlebte die erzählerischen Exkurse als eine mündliche Vergegenwärtigung von Theologie, die endlich einmal das akustisch begreifbar werden ließen, was hochtrabend korrekt, aber so selten im Zauber des narrativen Entfaltens hörbar wird – die *viva vox* des Evangeliums. Jetzt kann man neben dem Erzähler sitzen und sieht den See, die Tauben, die Ölbäume, steinreiche Wege übers Land und einen kleinen Kibbutz. Das jüdische Heimatland war und ist der Text, aber es gibt auch Wege, und Jesus wanderte und fand Menschen und Tische, mit denen und an denen das Reich Gottes spaltweit und blitzhaft Gestalt annahm. Sagen lassen sich die Menschen nichts, erzählen lassen sie sich alles. Und nicht »durch einen Spiegel in einem dunklen Wort«, – Pardon Paulus! – sondern behutsam und mit Konturen intoniert, sich selbst nachhörend und nachdenkend. Theologisches Erzählen ist

nicht innovativ, sondern sucht und findet – immer wieder Schätze, Truhen, Krüge, Perlen. Das Judentum und neutestamentliche Christentum führen in gewissem Sinne »Buch« über Gott – aber wie? Sie »rufen es in Erinnerung«. Baldermann ruft erzählend in Erinnerung. *Hypnos* ist der Gott des Schlafes, ein Feind des Lesens und Hörens – Baldermann schickt ihn außer Landes. Brauchen die Winde des Heiligen Geistes auch Hirten? Baldermann ist einer – danke! Und jetzt: Hören! Kommt der Glaube nicht aus dem Hören?

H. R.

Friedrich-Wilhelm Marquardt und Chana Safrai, Talmud lernen

Berliner Vorträge 1992-2001, herausgegeben und eingeleitet von Andreas Pangritz und Daniela Koepler im Orient & Okzident Verlag Bonn 2014, 372 S., 29 Euro

Für jeden dem Nachlass Marquardts entborgenen Text muss man dankbar sein; die Editions-geschichte ist mühsam, aber es sind wieder Texte angekündigt, so die aus dem Manuskript rekonstruierte Vorlesung *Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher* (1975/76), bei Orient & Okzident. Im vorliegenden Band hören wir – auf sehr bewegende Weise unterschiedlich – zwei talmudische Texte umkreisende Stimmen. Die Themen: Problem der Zeit – Gesetz und Freiheit – Kinder und Gottes Gegenwart – Liebe und Recht familiär – »Gebotenes Genießen« – Segen – Röm 11,26, »ganz Israel«. Lernendes Lehren, lehrendes Lernen – nicht so oft in der Theologie anzutreffen, aber hier auf buchstäbliche Weise. Wir erleben *lebendige Paraphrase* – ein unbehaustes Zuhause-sein im Text. Für den großen deutschen Denker Hegel war jüdisches Denken eine beeindruckend schreckliche Erkrankung des Geistes, ein tragisches Stillstehen, für andere ist es das offene Geheimnis seines Genies und – seines Überlebens. Der Text ist sein Zuhause, jeder Kommentar eine Heimkehr. So mühen sich Safrai und Marquardt als Archivare des Offenbarten, Kustoden Gott gegenüber, die Worte zu bewahren und, was sie bewirken, zu benennen. Für das Überleben der Jüdinnen und Juden in der Geschichte gibt es keine wirkliche Parallele – ist sein Geheimnis in dem beständigen Ineinandergreifen von Leid und Errettung zu erkennen? Das entspräche biblischem Wort – gibt es überhaupt ein besseres Domizil? Daran arbeiten Safrai und Marquardt und finden Schätze um Schätze – für uns!

H. R.

Alexander Deeg und Christian Lehnert (Hg.), »Wir glauben das Neue«

Liturgie und Liturgiewissenschaft unter dem Einfluss der völkischen Bewegung

Ev. Verlagsanstalt Leipzig, 2014, 245. S., 24 Euro

Da sich der Sammelband mit »liturgischen Mentalitäten« (Cornehl) in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befasst und an dem unsäglichen Institut zur »Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« (ihm die Ehre des Zitats zu geben, schmerzt) nicht vorbei kommt, soll noch eine respektable Publikation erwähnt werden, die leider im Winkel erschienen ist: »Gratwanderungen – Das »Entjudungsinstitut« in Eisenach, Dokumentation zur Ausstellung des Luther-Gymnasiums Eisenach«, Wartburg Verlag Weimar (72. S., 5.00 Euro).

»Wir glauben das Neue« – volltönend und diffus wie alles an den »Deutschen Christen« wurde das im Mai 1939 zur Institutseröffnung gesungen. Die Beiträge des Bandes widmen sich den Facetten der Frage: Was hat der Nationalsozialismus, was haben die »Deutschen Christen« in den liturgischen Traditionen angerichtet und wie steht es generell mit mentalitätsgeschichtlich Bedingtheiten in der Liturgie, so zum Beispiel zu beziehen auf die gendertönte Liturgie oder die der Befreiungstheologie? Cornehls Beitrag »Wach auf, wach auf, du deutsches Land...« ist notwendig zur Examensvorbereitung in Praktischer Theologie.

Da wir beim Thema sind: Michael Haspel und Hans Joachim Döring (Hg.) porträtieren kontrastiv »Lothar Kreyssig und Walter Grundmann« auf 132 Seiten im Wartburg Verlag. Einer war die Stimme des Entjudungsinstituts und der andere gründete Aktion Sühnezeichen...

H. R.

Gerhard Gronauer, Der Staat Israel im westdeutschen Protestantismus

Wahrnehmungen in Kirche und Publizistik von 1948 bis 1972

Vandenhoeck & Ruprecht 2013, 518 S., 120 Euro

Mehr als das »Geschenk zur Verabschiedung«; es ist das Buch zu »50 Jahre diplomatische Beziehungen Deutschland – Israel«; und: Es ist völlig unmöglich,

es hier vorzustellen. Nur eins: Es erhöht nachhaltig und kontinuierlich den Blutdruck und den Herzschlag beim Lesen, zum Beispiel bei all jenen, deren Herz für Martin Niemöller schlägt... Herausragend die Porträts von Hermann Maas, (sonst in der KG notorisch unterschätzt), Kurt Scharf, Helmut Gollwitzer und immer mal wieder: Aktion Sühnezeichen! Wir können nur versprechen, in Zukunft des öfteren Gronauers Stimme zu zitieren, wie wir ihn schon 2008 zum Israelsonntag über einen israelfeindlichen Text der ESG publiziert haben. Eine Fundgrube: 60 Seiten Literatur, 30 Seiten Personenregister!

H. R.

Amos Oz, Judas

Roman, Suhrkamp Verlag 2015, 335 S., 22,95 Euro

»Unser Herr Jesus nahm in der Nacht, in der er verraten wurde, das Brot...« (1. Korintherbrief 11, 23), mit dieser Erinnerung ist Judas, der Verräter, in unsere Abendmahlsliturgie eingeschrieben und auf ewig verfermt!? Wer wird ihm jemals vergeben? Und die Christen, die doch von der Vergebung leben, halten ihn mit diesen Worten auf alle Zeit unversöhnlich unter Verschluss? Wann kommt die Zeit, auch Judas wahrzunehmen?

Amos Oz, mit »Judas« Mittelpunkt der Leipziger Buchmesse 2015, lenkt als Erzähler wieder den Blick auf den »Verräter«. Nun wäre es gut, parallel zum Oz-Roman Walter Jens' »Ich, ein Jud«, die »Verteidigungsrede des Judas Iskarioth« zu lesen (Radius 1989), denn beide berühren sich in der Skizze des Jüngers Jesu. Doch bei Oz gibt es einen großen Israel/Jerusalem-Roman dazu, der nach der »Geschichte von Liebe und Finsternis« wieder ein großes Stück Literatur ist. Und wenn die Hauptfigur »zur Schmueh Hanagid-Straße, an den Mauern des Klosters Ratisbonne entlang« zur Jeruschoh-Synagoge wandert, ist man schon dem Zauber Jerusalems und seiner Welt verfallen.

Die Figur des »Verräters« und die Tat des »Verrats« sind so tief mit unserem Denken verbunden, spiegeln sich in Bonhoeffer, dem Doppelagenten, wie in Snowden, dem NSA-Entlarver, so verstörend, dass im Nu Judas wieder höchst aktuell ist. George Steiner schrieb über seine »ungeschriebenen Bücher« (Hanser 2007), Amos Oz hat zu unserem Glück seines über Judas geschrieben.

H. R.

Jeanette Erazo Heufelder, Von Berlin nach Buenos Aires Ellen Marx. Deutsch-jüdische Emigrantin und Mutter der Plaza de Mayo

Metropol Verlag Berlin 2014, 224 S., 22 Euro

»Wir haben alles verloren.« »Wir haben unsere Familien verloren.« »Wir haben unsere Heimat verloren.« »Unsere Kultur.« »Unsere Freunde.« »Und unsere Sprache.« ... So klagen sie, Ellen Pinkus, 18 Jahre alt, und ihre Pfadfinder-Freunde und -Freundinnen auf einem der letzten Passagierschiffe, das Flüchtlinge nach Buenos Aires bringen konnte, im April 1939, wenige Monate nach den Novemberpogromen in Deutschland. Die Autorin erzählt von Ellens Familie, von einer jüdischen Kindheit in Berlin. Ellen wird ihre Eltern nie wiedersehen. In Argentinien ergeht es ihr anfangs wie den meisten Emigrantinnen: Jobs als Gouvernante, Arzthelferin, Kindergärtnerin – »das Geld knapp und der Hunger nach Kultur groß«. Sie engagiert sich in der deutsch-jüdischen Gemeinde, heiratet Erich Marx, aus Mainz gebürtig, gründet eine Familie. Argentinien war 1933 – 1940 das Ziel von bis zu 40.000 europäischen Flüchtlingen, mehrere tausend Nazis fanden hier ebenfalls Unterschlupf. 1976 putscht sich das Militär an die Macht. Zahllose Oppositionelle oder als solche Verdächtige »verschwinden«. Auch Nora, die Tochter von Ellen Marx. Bis zu ihrem Tod wird sie nicht aufhören nach ihrer Tochter zu suchen. Sie gehört zu den unerschrockenen Müttern der Plaza de Mayo. – Eine bewegende Erzählung

I. S.

Dirk Reinhardt, Train Kids

Gerstenberg 2015, 320 S., 14,95 Euro / Für Jugendliche ab 13 Jahre

Sie sind in kleinen Gruppen unterwegs, mehr Jungen als Mädchen, sie kommen aus den ärmsten Gegenden Mittelamerikas – Guatemala, Honduras, Nicaragua oder El Salvador – sie müssen Mexiko durchqueren, ihr Ziel, ihre Hoffnung: die Vereinigten Staaten. Vielleicht werden sie dort ihre Väter oder Mütter wiederfinden, die schon vor Jahren aufgebrochen waren, in der Hoffnung auf ein lebenswertes Leben für sich und die Familie. 50.000 Jugendliche sollen es sein, die sich Jahr für Jahr auf diese brandgefährliche Flucht aus dem Elend, auf diesen Weg ins Ungewisse wagen. »Train Kids« nennt man sie, sie sind zwischen elf und sechzehn Jahre alt. Die meisten erreichen ihren Sehnsuchtsort nicht, sie werden von Polizisten oder Soldaten aufgespürt, viele geraten in

die Fänge von Kriminellen. Dirk Reinhardt erzählt mit Respekt und Zuneigung von Miguel, Fernando, Emilio, Angel und dem Mädchen Jaz, die sich als Junge verkleidet hat.

I. S.

Ingeborg Kringeland Hald, Vielleicht dürfen wir bleiben

Aus dem Norwegischen von Maike Dörries

Carlsen Verlag 2015, 108 S., 9,99 Euro / Für Jugendliche ab 10 Jahre

Das Thema »Flucht und Asyl« ist vielen Jugendlichen heute durch Schule und Familie durchaus präsent. Mit Empathie und Verständnis werden sie reagieren, wenn sie die Flucht- und Überlebenserzählung eines Jugendlichen in ihrem Alter kennenlernen. Zumindest literarisch ermöglicht die Erzählung der norwegischen Autorin Hald eine solche emotionale Erfahrung: Albin verlässt seine Mutter und seine Schwestern, er hofft, ohne ihn werden sie nicht ausgewiesen und nach Bosnien zurückgeschickt. Heimlich folgt er zwei ihm unbekanntem Mädchen und ihren Großeltern auf dem Weg nach Oslo, klettert unbemerkt zu ihnen ins Auto. Die Reise endet vor einer Berghütte mitten im Wald. Albin versteckt sich in einem Nachbarstadel und wird dann doch von der Familie entdeckt. In dieser Zeit der Angst und des Alleinseins erinnert er sich an die schrecklichen Tage in Bosnien, an seinen Vater, der erschossen wurde. Ein Happy End kann es nicht geben, aber als die Geschichte von Albin in der Öffentlichkeit heftig diskutiert wird, überdenken die Behörden noch einmal den Abschiebebeschluss ...

I. S.

Vielseitig. Lesenswerte Bücher

Ausgewählt im Jüdischen Museum Berlin in Kooperation mit kulturkind e. V. Stiftung Jüdisches Museum Berlin 2013 (dort zu bestellen)

Das übersichtlich geordnete 64seitige Taschenbuch ist eine Fundgrube für alle, die nach schönen, spannenden, lesens- und wissenswerten Kinder- und Jugendbüchern Ausschau halten, die nicht mehr auf der Liste der Neuveröffent-

lichungen erscheinen. Die Empfehlungen werden mit dem Bild des jeweiligen Einbands eingeleitet, so dass dieser schmale Band schon selbst ein buntes Bilderbuch geworden ist. Jeder Bilderseite folgt eine einseitige Buchvorstellung und Empfehlung. Die 50 lesenswerten Bücher sind ausgewählt für einen großen Interessiertenkreis: von dreijährigen Bilderbuchfreund_innen und ihren Eltern/Großeltern bis hin zu Leser_innen ab 16. Die Vorstellung beginnt mit den beiden Straßenkindern Emanuel und Bilali, die betteln oder arbeiten, »Wenn der Löwe brüllt« (ab 3 J., Peter Hammer Verlag Wuppertal 2009), und endet »Im Land der Frühaufsteher« für Jugendliche ab 16 J. (avant-Verlag Berlin 2012).

I. S.

Beate Barwich (Hg.), *Veni creator spiritus:* Heinrich Grüber – Gerechter unter den Völkern

Leipzig 2014, 28 Euro

Wer kennt Heinrich Grüber – in den 60er und 70er Jahren noch als »Propst Grüber« in öffentlicher Presse und kirchlicher Arbeit geläufig? Das vorliegende Buch ist eine Hommage an Grüber (1891-1975), der allmählich in Vergessenheit zu geraten droht. »Verschüttete Spuren« deckt Beate Barwich, Religionspädagogin und Theologin aus Berlin (früher Württemberg) als Herausgeberin auf und vergegenwärtigt die reiche Lebens- und Wirkungsgeschichte dieses außergewöhnlichen Mannes. Sind es »runde« Erinnerungsdaten, die Barwich zu ihrer Arbeit veranlasst haben – der 40. Todestag von Grüber am 29.11.1975 oder 50 Jahre nach der besonderen Ehrung durch Israel im Jahr 1964?

Jedenfalls ist es Barwich zu danken, dass Erinnern und Gedenken 70 Jahre danach konkret und sichtbar werden – damit wir herauskommen aus dem ritualisierten Beschwören. Wir haben es angesichts vielfacher politischer und emotionaler Verirrungen in der Gegenwart wahrlich nötig, die Vergangenheit klar zu analysieren und notwendige Schlussfolgerungen zu ziehen.

Die vielen Beiträge im Buch geben einen umfassenden Blick hinter die kirchlichen, historischen und politischen Kulissen der komplizierten und belastenden Nachkriegszeit. Dieser Zeit mit ihren Umbrüchen werden wir eben nicht oberflächlich durch eine Schwarz-Weiß-Brille des so genannten Kalten Krieges gerecht. Es ist – wie hier vorliegend – eine differenzierende und anschauliche Perspektive nötig: Wie könnten wir sonst noch angemessen mit jener Zeit und ihren Protagonist_innen umgehen, geschweige denn empathisches Verständnis aufbringen und vor allem historisch gewachsene Verantwortung wahrnehmen?

Die vielen Autorinnen und Autoren bieten ein breites Spektrum, das Grübers vielfältige Lebensleistung widerspiegelt. Es sind vor allem zeitbedingte Texte – auch von Grüber selbst – und für dieses Buch angefertigte Arbeiten: So durchforstet etwa Ulrich Seelemann, Präsident des Konsistoriums der Ev. Landeskirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz, die Personalakten von Grüber und vergegenwärtigt dessen weiten Weg vom rheinländischen Gemeindepfarrer über die Bekennende Kirche bis hin zum Bevollmächtigten der EKD der DDR.

Klaus Schütz (2012 verstorben) würdigt als damaliger Regierender Bürgermeister von Berlin und späterer Botschafter in Israel Heinrich Grüber bei der Verleihung der Ehrenbürgerschaft dessen Beispiel »für die Kraft des Glaubens, für Brüderlichkeit, für Standhaftigkeit und für Unbeugsamkeit des Gewissens« (211).

Die interessante Geschichte des Jüdischen Krankenhauses in Berlin, das auch während der Nazidiktatur in seiner Existenz nie bedroht war, wird durch den Mediziner Erich Fellmann referiert.

Die Journalistin Lisa Bechner beschäftigt sich mit den wagemutigen »Kindertransporten«, an deren Verwirklichung 1938/39 das damals schon berühmte »Büro Grüber« wesentlich beteiligt war und durch die fast 2000 Kinder aus jüdischen Familien gerettet wurden. Ein ausdrucksstarkes Erinnerungsdenkmal steht heute direkt am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin, von wo aus die Züge mit den Kindern abgingen.

Günter Wirth (Autor einer 1987 veröffentlichten Biografie über Heinrich Grüber mit dem bezeichnenden Titel »Dona nobis pacem! Rettet das Leben!«) nennt Grüber »Brückenbauer im Nachkriegsdeutschland«. Und das war Grüber sehr wohl: Brückenbauer zu den sowjetischen Besatzungsbehörden, zur Regierung der DDR, zu konservativen Kräften (Grüber war Mitbegründer der CDU), zu Israel... Brückenbauer zu Opfern und Tätern – ja auch das!

Deshalb ist es nur stimmig, dass Andreas Nachama, Publizist und Rabbiner, Grübers umstrittenen und viel beachteten Auftritt als Zeuge beim Eichmann-Prozess in Jerusalem 1961 beleuchtet: Die »Teilnahmslosigkeit« Eichmanns habe ihn – Grüber – geärgert. Eichmann habe »Verstand und Gewissen abgelegt« – sei eine »Landsknechtsnatur« (Grübers Originalton) (180).

Das Buch enthält auch einen bemerkenswerten Aufsatz von Peter von der Osten-Sacken, Professor für christlich-jüdische Studien (inzwischen emeritiert) an der Berliner Humboldt-Universität zu Lessings »Nathan der Weise«. Er appelliert am Ende an die ureigenen Kräfte der Kirche: »den rechten Umgang mit Schuld und Vergebung, Feindschaft und Versöhnung« anzuleiten – etwa durch »regelmäßig wiederkehrende Zeiträume des Gedenkens«(191), damit Geschichte und Gegenwart »heilsam« erfahren werden.

Von Heinrich Grüber selbst fällt ein Aufsatz über Martin Buber auf: Buber sei geprägt durch »europäische Kultur und ihren freien, entfesselten Geist« (215) – freilich neben dem Chassidismus. In seiner Bedeutung stellt Grüber Buber neben den weltweit bekannten Theologen und Mediziner Albert Schweitzer. Historisch interessant sind Grübers Bemerkungen über den Gedanken des »Nachtasyls«(218) – eine zu Beginn der akuten Verfolgungsphase angedachte Form des Übergangs für die bedrohten Jüdinnen und Juden aus Europa. Aber – so Grüber – die Entscheidung, die zionistische Bewegung in Palästina zu realisieren, »kam ausschließlich aus der inneren Bindung an Gottes Wort... Sie war eine religiöse und damit eine richtige Entscheidung« (a.a.O.).

Bewegend ist das historische Dokument einer kurzen Ansprache von Bischof George Bell (dem großen anglikanischen Freund von Dietrich Bonhoeffer) im Oktober 1945 in der (fast unzerstörten) Marienkirche Berlin: »Brüder und Schwestern in Christus... ich biete Ihnen die Hand der Gemeinschaft an... Jene, die Wind gesät haben, haben den Wirbelsturm (»whirlwind«) geerntet... haben in unerhörtem Maße Schmerz und Leiden über die Unschuldigen wie über die Schuldigen gebracht.« Bell sieht eine Chance, die »Universalität« der Kirche angesichts des verlorenen Krieges ernstzunehmen und in Solidarität zu gestalten. Deshalb endet er auch mit der biblischen Utopie: »Möge Gott uns alle einmal mehr in Christus vereinen, der unser Friede ist« (141). Sprachlich und inhaltlich auffallend ist die Nähe zum Stuttgarter Schuldbekennnis, ein paar Tage vorher beschlossen – unter anderem in Anwesenheit von Bell.

Ulrich Sonn (ehemaliger Mitarbeiter beim Internationalen Versöhnungsbund) erläutert Entstehungsgeschichte und aktuelle Arbeit des Martin-Niemöller-Hauses in Berlin, das ein »Erinnerungsort, Lernort und Zentrum für friedenspolitisches und zivilgesellschaftliches Engagement« ist (195) und insofern wichtige Aspekte von Grübers Aktivitäten für die Gegenwart aufgreift. In seinem Grußwort zum 65. Geburtstag führt Martin Niemöller, der damalige Kirchenpräsident von Hessen-Nassau und einstige »Kopf« der Bekennenden Kirche, aus: Grüber sei »Herausforderung und Erquickung zugleich« – voller »Unruhe und Festigkeit, die gegründet ist in Gott« (228). Eine prophetische Gestalt, würden wir sagen.

Immer wieder im Zentrum des Buches stehen Grübers großartige und vorbildliche Bemühungen, Flucht und Rettung von Jüdinnen und Juden – vor allem von zum Christentum Konvertierten – zu ermöglichen – nicht immer mit Erfolg, wie ein im Buch abgedruckter schicksalhafter Brief an die Frau des Schriftstellers Jochen Klepper nachspüren lässt (XIII). Die daraus folgenden Reflexionen, Grübers Konsequenzen in der Nachkriegszeit sowie die Ambivalenzen seiner Persönlichkeit machen das Buch nicht nur lesenswert, sondern – weil durch eindringliche Authentizität gespeist – zu einem Lernbuch für christliches Denken und politisches Handeln. Zu diesen Konsequenzen gehört Grübers scharfe Gegnerschaft zur Atombewaffnung der Bundeswehr (130) – sowie seine durchaus kritische Unterstützung der Gründung von Aktion Sühnezeichen, die durch Lothar Kreyssig, den Präses der EKD, 1958 als Versöhnungsangebot an die durch Deutsche besonders unterdrückten Länder ins Leben gerufen wurde: »Das ist Ihnen vom Heiligen Geist eingegeben« – so Grüber zu Kreyssig (in: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste – Aber man kann es einfach tun, Berlin 2008, S.14). Und schließlich seine »Starrrolle« im Eichmann-Prozess und seine danach formulierte Kritik an Hannah Arendts Kommentar, die die

»Banalität des Bösen« zu beschreiben versucht. Grüber legt großen Wert auf die religiöse und moralische Deutung, weil nur so die notwendigen Schlüsse gezogen werden können und müssen (168, 101). Er will Eichmann als Mensch sehen, der im Geflecht von Verantwortung, Schuld und Verzeihung zu beurteilen sei (97). Dass Grüber 1964 den Ehrentitel »Gerechter unter den Völkern« erhält, erscheint heute fast selbstverständlich. Sein Lebensweg sei ein »Zeugnis für die Menschlichkeit« (107), zeichne eine »Spur des Trostes«, sei »glaubwürdiges Christentum in Lebens- und Frömmigkeitspraxis« (186f), ein »Zeichen für ein neues, anderes und besseres Deutschland« (96, 224). Freilich fragen wir Heutige: Und in der Gegenwart sowie für die Zukunft? Wo und was ist neu, besser, anders? Daran müssen wir arbeiten und darum müssen wir uns bemühen in Verantwortung vor Gott und den Menschen, vor der Zukunft unserer Kinder, vor der Schöpfung. Ein zeichenhaftes Engagement wie es Grüber realisiert hat, ist wohl der einzige an der Basis orientierte und realisierbare Zugang dazu – abgesehen von politischen Impulsen und Möglichkeiten.

Eine weitere stimmige Konsequenz von Grübers Weg war seine engagierte Mitarbeit in der Kirchentagsbewegung – vor allem bei der Planung und Durchführung des Kirchentages in Leipzig 1954 – dem einzigen gesamtdeutschen Kirchentag, der auf dem Boden der DDR stattgefunden hat. Die jetzige Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentags, Ellen Überschär und Anja Witzel, Historikerin und Mitarbeiterin im Kirchentags-Büro in Fulda, arbeiten die beiden Pole »Bruderschaft und Buße« (153) heraus, zwischen denen Grüber dachte und wirkte. So kommt auch der letzte gesamtdeutsche Kirchentag 1961 in Berlin in den Blick, in dessen Vorfeld die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen – wesentlich durch Grübers Initiative – gegründet wurde. Bis heute wirkt deren Arbeit segensreich in Kirche und Gesellschaft hinein.

Lehrreich sind die Bemerkungen – auch hier – über Grübers geschichtstheologische Einschätzung des den Jüdinnen und Juden aufgezwungenen Weges, der für ihn kein »gewöhnlicher« Weg war (160). »Ihr Schicksal sei von Gott gewollt« – welch eine simplifizierende Bewertung durch einen gebildeten Mann, der selbst durch die Hölle des KZ gegangen ist.

Grüber war »Weltbürger... (und) hat sich für Frieden und Versöhnung eingesetzt... (ist) an der Seite anderer bedeutender Namen wie Martin Niemöller, Martin Buber, George Bell, Albert Schweitzer und Gustav Heinemann zu würdigen« – so der Werbetext des Verlages – mit Fug und Recht! Beate Barwich hat diesem mutigen Christenmensch zu neuer Relevanz in Kirche, Politik und Gesellschaft verholfen.

Christian Buchholz

KAPITEL IV

ASF-Freiwillige berichten



Die erste Begegnung

Wir befinden uns in einem kleinen Apartment auf Manhattans Upper East Side. Es ist Freitagabend. Wir sitzen an einem großen Tisch in einer engen Küche, wir beten, brechen das Brot, singen und trinken Wein, kurz: Wir feiern Schabbat. Wir, das sind mein Mitfreiwilliger Steffen und ich, Lisa. Und wir sitzen in der Küche von Steffens Kollegin Yael, gemeinsam mit zehn ihrer jüdischen Freunde. Wir beide sind das erste Mal in unserem Leben zu einem Schabbat-Dinner eingeladen.

Etwas schüchtern haben wir vor einer halben Stunde noch die Wohnung betreten. Yaels Freunde stellten sich zwar nett vor, aber es war doch ein vorsichtiges Abtasten in der Atmosphäre spürbar. Nachdem wir aber nun gemeinsam gesungen, die Hände gewaschen und gebetet haben, wird die Stimmung schon viel gelöster. Dann bittet Yael Steffen und mich, unser schönstes Erlebnis der letzten Woche zu berichten. Ich erzähle, wie ich am Sonntag mit meinen Großeltern in Deutschland telefoniert habe, und darüber, wie ich in diesem Jahr einen ganz anderen Blick auf meine Herkunft bekommen habe. Daraufhin entspinnt sich ein emotionales Gespräch, auf das so keiner von uns vorbereitet gewesen ist. Steffen und ich erzählen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und warum wir uns entschieden haben, einen Freiwilligendienst zu machen. Unsere Gastgeber erzählen uns von den Lebensgeschichten ihrer Großeltern, die in vielen Fällen als einzige ihrer Familien den Holocaust überlebt haben.

Wir sind die ersten jungen Deutschen, die sie in ihrem Leben treffen. Und sie sind die ersten jüdischen Amerikaner, die uns zur Schabbat-Feier an ihren Küchentisch eingeladen haben. Eine der Freundinnen unserer Gastgeberin gibt unter Tränen zu, dass sie sich eigentlich nie hätte vorstellen können, einmal mit Deutschen an einem Tisch zu sitzen. Und auch wir erzählen, wie viel Scheu wir noch vor wenigen Wochen vor Begegnungen mit Holocaustüberlebenden und auch Juden unseres Alters hatten. Wie schwierig es auch für uns ist, die Geschichten von Holocaustüberlebenden zu hören und dabei zu wissen, dass die



Schuld bei unseren Vorfahren liegt, bei dem Land, das für uns Zuhause bedeutet. Aber wir sind auch dankbar, dass wir an Yaels Tisch sitzen können, gemeinsam, zwei Deutsche und zehn amerikanische Jüdinnen und Juden, Kinder der dritten Generation nach dem Holocaust. Drei Generationen, eine Zeit, die auf einmal so kurz erscheint. Ich glaube, an diesem Abend haben wir alle ein Stückchen Frieden geschlossen mit all den gesprochenen und unausgesprochenen Geschichten, mit denen jeder von uns aufgewachsen ist. Und wir alle haben an diesem Abend Freunde fürs Leben gewonnen.

Lisa Apelt, Jahrgang 1993, war 2013/14 ASF-Freiwillige im American Jewish Committee in New York City.



Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Lisa Apelt wurde durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Altes, neues Sarajevo

Jeden Morgen kommt der alte Mann zu uns auf den jüdischen Friedhof. Er schüttelt jedem die Hand und fragt, wie es geht, ob wir gut geschlafen hätten, ob der Sommer in Sarajevo auch nicht zu heiß sei. Dann sieht er, wie viel wir geschafft haben, und lobt uns, als ob er es gar nicht fassen kann, dass wir auch wirklich arbeiten.

Es ist das erste Sommerlager von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Sarajevo und wir haben uns in diesen zwei August-Wochen vorgenommen, die Grabsteine vom Bewuchs zu befreien. Es ist ein Anfang, auch wenn wir nicht das Gefühl haben, dass es wirklich voran geht. Der Friedhof ist einfach zu groß, um den Erfolg auch zu sehen. Immerhin wird der Haufen, auf den wir alles werfen, langsam zu einem Berg. Der alte Mann ist unser Ansprechpartner von der jüdischen Gemeinde. Er zeigt uns die Synagoge, die Gemeinde und macht uns mit den Menschen bekannt. Wenn uns etwas fehlt, organisiert er es. Seine Sorge und seine Herzlichkeit zeigen, dass ihm dieser Ort und die Gemeinde wichtig sind. Manchmal steht er da und schaut über den Friedhof hinweg auf die Stadt. Dann wirkt er grauhaarig weise, aber auch traurig. Er erzählt uns, dass seine beiden Töchter nach dem Jugoslawienkrieg nach Israel auswanderten. Gerade waren die Enkel zu Besuch. Immer wieder Abschied, er bleibt allein zurück.

Seine Geschichte verdeutlicht das Hauptproblem der jüdischen Gemeinde in Sarajevo: Sie schrumpft. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten hier 80.000 Juden, eine kleine jüdische Metropole, ein Ort der Kultur, des Lernens und Lebens. Der Friedhof zeugt von der einstigen Pracht. Doch die Verfolgungen und Deportationen überlebten nur 12.500 Juden. Im Bosnienkrieg 1992 bis 1995 verlief eine Front genau auf diesem Friedhof. Es wurde geschossen und gebombt, Minen wurden vergraben. Danach wanderten noch mehr aus. Doch es gibt auch gute Nachrichten. In diesem Jahr kamen schon acht Gemeinde-Babies zur Welt. Ein Lichtblick, das Leben geht weiter.

Für uns ist der Friedhof nicht nur ein Ort der Arbeit, sondern auch der Schönheit und Entspannung. Wenn es 13 Uhr wird und das Thermometer 40 Grad anzeigt, versammeln wir uns im Schatten eines Baumes. 13 junge Menschen, eine bunte Truppe, Studierende aus Deutschland, Österreich, der Türkei, der Ukraine und Polen.

Erschöpft, schwitzend, aber voller Vorfreude auf das Mittagessen. Ein kleines Highlight. Es ist ein Wettbewerb darüber ausgebrochen, welche Länder die besten Gerichte zubereiten können. Weit vorn liegt der türkische Bulgur-Salat



mit Minze. Dazu der herrliche Blick über den Fluss auf die Stadt. Das Leben kann so schön sein. Als wir uns dann dieses neue Sarajevo näher anschauen, sehen wir auch die Spuren des letzten Krieges. Einschusslöcher, Zerstörungen, aber auch Denkmäler und Ausstellungen. Das Thema liegt den Menschen auf der Seele. Wir treffen eine junge Frau, die uns als Übersetzerin hilft. Sie erzählt, wie sie als Schülerin die Belagerung Sarajevos erlebte, wie sie auf Schleichwegen zur Schule kroch, aus Angst vor den Scharfschützen. Sie ist nur ein paar Jahre älter als die meisten Teilnehmer_innen und könnte eine von uns sein. Dadurch fühlen wir uns ihr näher, und können greifen, was sie erzählt. Es hätte auch uns treffen können. Einige wollen alles wissen, suchen eine Logik, wollen Ordnung und so eine Erklärung schaffen.

Hoffentlich können wir nächstes Jahr wiederkommen. Weitermachen, wo wir aufgehört haben. Schauen, wie es dem alten Mann und der Gemeinde geht. Und noch mehr Facetten des neuen alten Sarajevo kennen lernen.

Trixi Jansen, Jahrgang 1983, Teamerin im Sommerlager in Sarajevo. Die Vielfalt der Religionen und die warme, offene sommerliche Stadt begeisterten sie. Ansonsten arbeitet sie als Sozialarbeiterin in Mannheim.

Evangelisch-Lutherische
Kirche in Bayern



Das Sommerlager in Sarajevo wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Bayern.

ZDF-Fernsehgottesdienst in Kiew

Ralf betritt hektisch den Raum: »War die nächste Aufzeichnung nochmal mit Talar oder ohne?« Der Regisseur unterbricht das Gespräch mit mir: »Wie steht es denn im Drehbuch?« Kurzes Überlegen. Die Tür wird nochmals aufgerissen, der Kameramann stößt hinzu. Die Zeit drängt, die Aufnahme soll draußen vor der Kirche gemacht werden, es wird bald dunkel. Hastig verlassen alle drei den Raum, der Regisseur murmelt noch ein kurzes »Entschuldigung«, dann sind sie aber auch schon weg.

Es ist Donnerstag. Etwas verwirrt bleibe ich in der Küche der deutschen evangelischen lutherischen Kirche St. Katharina in Kiew zurück. Dass ich dort sitze, ist nicht ungewöhnlich, hier bin ich öfter. Genauer gesagt sitze ich dort schon seit fast 5 Monaten, ca. dreimal die Woche, wenn ich mich im Rahmen meines Freiwilligendienstes mit ASF wieder auf den Weg zur Arbeit mache. Ich arbeite in Kiew im Länderbüro von ASF, welches seinen Platz eben genau in der deutschen evangelischen Kirche hat. Ungewöhnlich an dem Tag sind allerdings die vielen Menschen, die sich durch alle Räume bewegen, das leise, aber unüberhörbar deutsche Gemurmel, was man überall hören kann, und die vielen Kabel, die gerade gelegt werden und von denen eine gewisse Stolpergefahr ausgeht.

Grund dafür ist der für Sonntag zusammen mit dem ZDF geplante Fernsehgottesdienst, der in der Kirche stattfinden soll. Das ZDF strahlt schon seit 1986 wöchentlich Fernsehgottesdienste aus. Es ist allerdings schon etwas Besonderes, wenn es das gesamte ZDF-Team mitsamt dem großen Lastwagen bis nach Kiew schafft.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung steht Pfarrer Ralf Haska. Er ist schon seit 4 Jahren in Kiew, kennt die Ukraine gut, besonders auch ihre Probleme. Er war in Kiew während der Maidanrevolution und weiß um die Folgen, die sie mit sich trug. Aber natürlich ist nicht nur er der alleinige Akteur, sondern viele verschiedene Menschen, die alle den Prozess und die Vorbereitung für den Gottesdienst begleiteten und ihn mitgestalten.



Die Vorbereitung begann bereits ziemlich früh. Schon im November flog ein kleiner Teil des ZDF-Teams nach Kiew, um die wichtigsten Vorkehrungen zu treffen. Ein Drehbuch wurde geschrieben, Redeparts geklärt, Absprachen getroffen. Die Monate vergingen und jetzt, mitten in der »heißen Phase« der Vorbereitung, liegt eine gewisse Hektik und Anspannung in der Luft. Ich kann spüren, wie viel den Menschen an einem guten Gelingen des Fernsehgottesdienstes liegt, vor allem bei meiner Kollegin Marina und meiner Chefin Anzhela (Länderbeauftragte für Ukraine und Belarus), die beide Redeparts während des Gottesdienstes haben. Ich bin überrascht, wie viel Arbeit hinter so einem Gottesdienst steckt, und wie viel Raum die Kamera einnimmt, obwohl sie eigentlich doch im Vergleich zur Kirche so viel kleiner ist.

Dann ist es endlich so weit. Es ist Sonntag, zehn Uhr, der Gottesdienst kann beginnen. Die Kirche ist gut gefüllt, aber nicht voll besetzt. Es werden noch einige Anweisungen gegeben, bis schließlich die Orgel den Einzug ankündigt. Gespannt sitze ich hinten in meiner Bank. Es ist ein schöner Gottesdienst, der von der Frage geleitet wird: »Was ist der Mensch?« Eine Frage, die sich wohl schon viele gestellt haben und die auch gerade in der Ukraine sehr präsent ist. Besonders die Ereignisse des vergangenen Jahres, die ihren Platz in dem Gottesdienst durch die Erfahrungsberichte der Mitwirkenden gefunden haben, lassen danach fragen, nach dem Menschen, der sich auf dem Maidan in all »seiner Größe und Niedertracht« gezeigt hat, wie es Ralf Haska formuliert. Durch die Erfahrungsberichte wird die Frage auch für mich spürbar. Ich war nicht auf dem Maidan, ich kann ihn nicht so spüren wie die Menschen, die ihn erlebt haben, aber durch sie kann ich vor allem die Größe des Menschen nachempfinden. Trotz alledem befindet sich die Ukraine momentan im Krieg, und wenn man auf die Kämpfe im Osten blickt, dann zeigt sich wohl eher die Niedertracht.

Auf der Suche nach der Antwort auf die Frage »Was ist der Mensch?« beruft sich Ralf Haska in seiner Predigt auf eine besondere Eigenschaft des Menschen, die Fähigkeit zum Perspektivwechsel. Die Möglichkeit sich in andere hineinzuversetzen, einen anderen Blickwinkel zu haben. Eine Eigenschaft, die auch in Gott spürbar wird, der durch seine Erscheinung in Jesus Christus die Perspektive gewechselt hat, um so das Leid der Menschen zu spüren. Das Auseinandersetzen mit seinem Gegenüber kann Frieden bringen. Und die Tatsache, dass es Menschen gibt, die diese Eigenschaft auch nutzen, macht ihm Hoffnung. Das ist das Fazit der Predigt von Ralf Haska.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Alle sind alle erleichtert. Es hat alles geklappt, jetzt ist erst mal Zeit zum Durchatmen.

Für mich persönlich kann ich die Botschaft des Gottesdienstes sehr gut annehmen. Sich einmal die Brille des anderen anzuziehen, kann schon sehr viel bewirken, das merke ich auch jetzt als Erfahrung meines Auslandsjahres. Den Blickwinkel zu verändern und ihn für neue Perspektiven zu öffnen, ist auch das, was wir bei unseren Freiwilligendiensten versuchen zu machen. Jeder Tag bringt neue Erfahrungen, jedes Gespräch neue Perspektiven. Und das ist gut so.

Der Fernsehgottesdienst wurde am 18. Januar 2015 im ZDF ausgestrahlt. Er kann in der ZDF-Mediathek unter folgendem Link und unter dem Suchbegriff »Gottesdienst« angeschaut werden: www.zdf.de/ZDFmediathek

Regine Alber ist Freiwillige in Kiew, Ukraine. Sie unterstützt die Landesbeauftragte bei Geschichts- und Bildungsprojekten mit jungen Menschen und engagiert sich bei Kooperationspartnern vor allem in der offenen Altenarbeit.



Jugend
in Aktion

Evangelisch-Lutherische
Kirche in Bayern



Der Freiwilligendienst von Regine Alber wird gefördert durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes und der Landeskirche Bayern.

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

270 Opernhäuser verhinderten während der bösen Jahre kein einziges Konzentrationslager. Was dem Nazi-Deutschland Widerstand leistete, war nicht Trotz, der aus der Bibel erwuchs, war nicht die deutsche Kultur im allgemeinen; es waren jene Werte, die von den Nazis verachtet wurden und die nach 1945 zur Versöhnungsarbeit führten: Humanität, Offenheit, grüblerische Gründlichkeit im Glauben und Denken, Respekt für alles Eigenwillige und Eigenartige, Großzügigkeit.

Diese energischen Tugenden ließen Lothar Kreyszig im Jahre 1958 auf der Synode in Berlin den Aufruf zur Gründung von Aktion Sühnezeichen vorlegen. Etwa zwei Drittel der Synodalen unterzeichneten den Aufruf.

Einer der leitenden Sätze Kreyszigs lautete: »Wer von uns Überlebenden das nicht gewollt hat, der hat nicht genug getan, es zu verhindern.« Das war keine Moral, Besserwisseri oder schneidige Anklage – es war Erkenntnis, die aus der Trauer erwächst und zum Handeln führt.

Herzschlag des Handelns sollte die Bitte um Vergebung werden und an Orten und in Ländern, die von den Deutschen Gewalt erlitten hatten, Sühnezeichen zu errichten – Krankenhäuser, Siedlungen, auf jeden Fall »etwas Gutes«.

Diesem Aufruf folgen nun schon länger als ein halbes Jahrhundert die Freiwilligen von ASF. Nach ihrer Rückkehr werden sie Multiplikatoren einer nachhaltigen, unpathetischen und selbstkritischen Versöhnungs- und Friedensarbeit.

Wir bitten Sie um Unterstützung und Begleitung der Arbeit von rund 400 Freiwilligen im Jahr!

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen

Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /

IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Björn Borrmann, Pfarrer in Wittstock, Schwerpunkte: Erprobung neuer Liturgien unter besonderer Berücksichtigung zeitgenössischer Kirchenmusik.
b.borrmann@kirche-wittstock-ruppin.de

Christian Buchholz, ist Theologe und Mitglied im Stiftungsrat der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz.

Dr. Irit Dekel, Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt Universität Berlin, unterrichtet zudem in Soziologie am Bard College Berlin

Hanna Lehming, Pastorin, Beauftragte für den christlich-jüdischen Dialog der Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer, promoviert bei Friedrich-Wilhelm Marquardt, Predigtveröffentlichungen

Ralf Meister, Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Dr. Dagmar Pruin, Alttestamentlerin und Pfarrerin, konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge Berlin / Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up; Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. pruin@asf-ev.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunkstätigkeit; Kontakt: www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigt-hilfe«. h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigt-hilfe«. ille.schmidt@arcor.de

Dr. Christian Staffa, Theologe, Studienleiter »Demokratische Kultur und Kirche« in der Evangelischen Akademie zu Berlin. staffa@ea.berlin.de

Jutta Weduwen, Soziologin, seit 2012 Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. weduwen@asf-ev.de

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Religionsphilosophie und Kunstgeschichte, Lehraufträge an Hochschulen in Berlin und Potsdam.

Gabriele Wulz, Prälatin von Ulm; Mitglied des Vorstands von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 8, 9, 10, 11, 12, 13, 33, 63: Yehuda Bacon, ohne Titel, ohne Jahr, © Yehuda Bacon

Seite 7, 75, 76, 79, 80 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER | Konto: 31 137 00,
BLZ: 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft
Redaktion: Björn Borrmann, Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Friederike Schmidt,
Ingrid Schmidt, Christian Staffa
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 7.100 Stück | Ausgabe: April 2015
Titelbild: Yehuda Bacon, ohne Titel, ohne Jahr

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

A S F e . v .

IBAN

D E 6 8 1 0 0 2 1 0 5 0 0 0 0 0 3 1 1 1 3 7 0 0

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

B F S W D E 3 3 B E R

SPENDEN-ORGANISATION

SPENDE



Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

PH Israelsonntag 2015

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

D E 0 6

Datum

Unterschrift(en)

Beleg / Quittung für den/die AuftraggeberIn

IBAN KontoinhaberIn

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /

IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /

BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, St.Nr. 27/659/51675 20. Nov. 2014 für die Jahre 2011 bis 2013 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name AuftraggeberIn / Quittungsstempel



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

- ... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.
- ... Begegnungen über Grenzen hinweg.
- ... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.
- ... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.
- ... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
 Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: 3 113 700, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft Berlin
NEU! SEPA-Daten: IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC BFSWDE33BER

